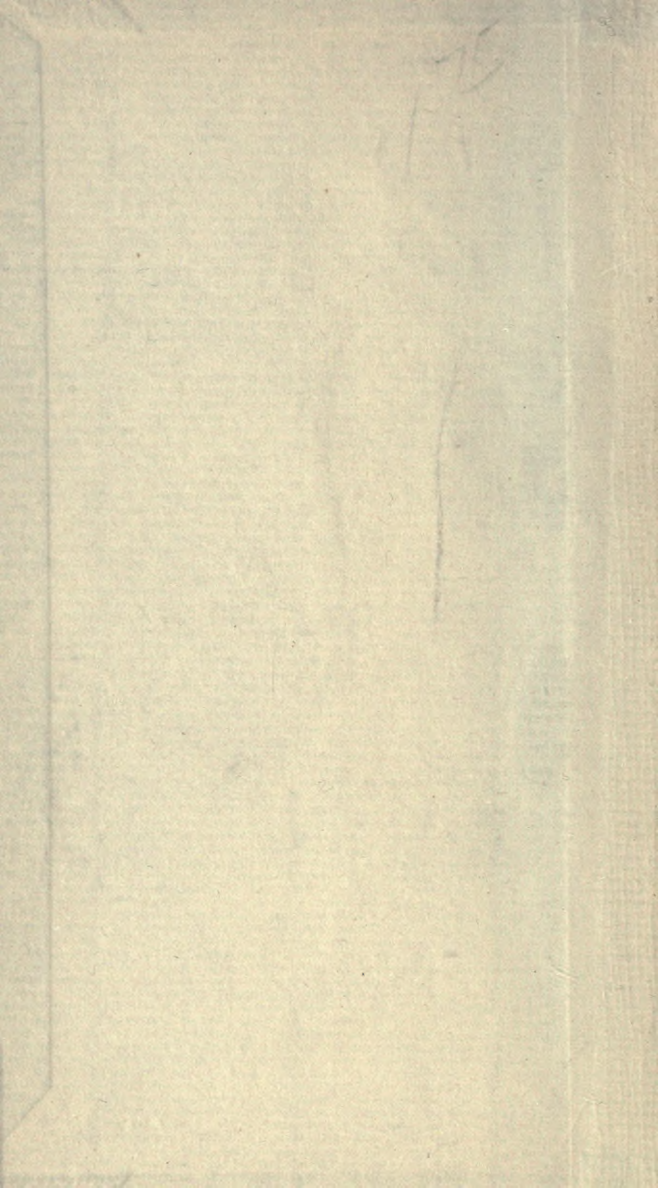
Erinnerungen an Henrik Ibsen

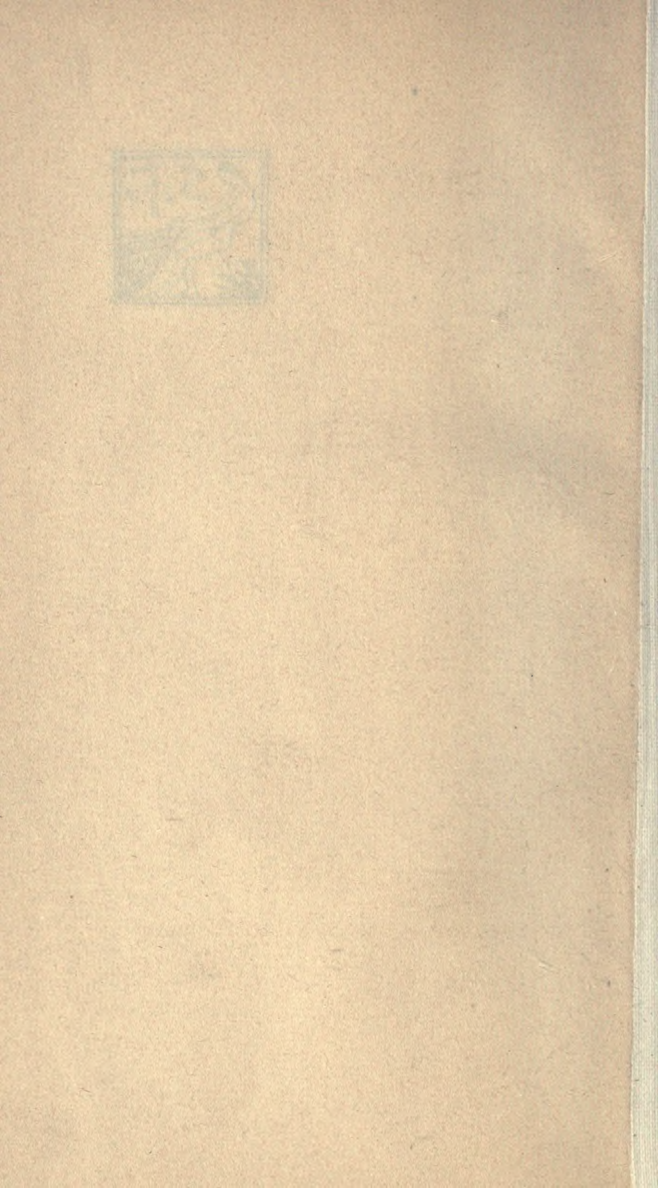
von

John Paulsen

S. Fischer, Verlag, Berlin




S & F



Erinnerungen an Henrik Ibsen

von

John Paulsen





S. Fischer, Verlag, Berlin

1907

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Hermann Kiy.

Inhalt

Ein Herbstmorgen in Gossensaß

Wie oft habe ich auf meinen Fahrten nach Italien den Brennerpaß berührt, an dessen Fuß Gossensaß liegt! In den verschiedenartigsten Stimmungen ist es geschehn. Ich habe den Nacht- und den Tagzug benutzt, bin im Herbst und im Winter gereist — immer aber, wenn ich auf der Höhe des Brenners war, hab' ich wohl daran gedacht, den Kopf aus dem Coupéfenster zu stecken und im Vorbeifahren einen Blick auf das kleine tiroler Dorf zu werfen, wo ich in grüner Jugend die Freude erlebte, Ibsen zum ersten Mal zu begegnen . . .

Am meisten Vergnügen hat es mir freilich gemacht, von München nach Rom mit dem Nachtzug zu fahren. Das Coupé war angefüllt mit lebhaften, ärmlich gekleideten Italienern, die eine unglaubliche Menge kleiner, nicht allzu wohlriechender Pakete bei sich hatten, und mit gutmütigen tiroler Bauern, von denen verschiedene in Nationaltracht waren. Ich schloß bald Freundschaft mit meinen Reisegefährten. Als sie neugierig waren und wissen wollten, wer ich sei, erzählte ich ihnen, ich sei Kellner und habe für den Winter ein festes Engagement in einem großen Hotel an der Riviera gefunden. Dann kam die Weinflasche zum Vorschein, die Laune stieg, und wir fühlten uns ganz als Familie.

An der Unterhaltung beteiligte ich mich allerdings nicht sehr, dazu nahm mich die Schönheit der Natur, wie sie in wechselnden Bildern am Coupéfenster vorbeisauste, zu sehr in Anspruch . . . Wir waren nicht

weit über München hinaus, als die Alpenwelt in all ihrer Majestät aus der Nacht auftauchte, die hohen Schneegebirge im Licht des Mondes sichtbar wurden und an ihrem Fuße Gruppen von kleinen Dörfern mit vorspringenden Hausdächern und in ihrer Mitte ein Kirchturm. Hier und dort brannte ein Licht in den dunkeln, stillen Häusern, und wir hörten einen Wasserfall brummen. Wie seltsam für den Reisenden, so eine nächtliche, schlafende Landschaft zu betrachten, die im Glanz des Vollmondes doppelt feierlich ist, und ihren tiefen Frieden mit der Unruhe der eignen Seele zu vergleichen — dieser Unruhe, die einen aus der Heimat vertrieben hat . . .

An dem Stöhnen und der langsamen Fahrt der Lokomotive merke ich, daß wir uns den Felsen hinaufarbeiten und uns dem Brenner nähern . . . Jetzt sind wir auf der Höhe . . . Wie ich alles wiedererkenne! Ja, da unten im Tal liegt wie früher mein liebes Gossensaß. Das letzte Mal habe ich's in den klaren Strahlen eines Sommertags gesehn, nun hält es seinen Winterschlaf . . . Trotz dem Mondschein habe ich Mühe, alle Einzelheiten zu entdecken . . . Dampfender Schneesturm umtost diese Höhen, während der Zug vorbeistampft.

So viele Erinnerungen aus der Frühjahrszeit meines Lebens strömen auf mich ein . . . Ibsen ist der Mittelpunkt in ihnen allen . . . Ich will hier eine davon erzählen, die in eigenartigem, heiterm Lichte vor mir steht!

Es war in Gossensaß, Ende August, doch der

Winter war schon dabei, seinen Einzug zu halten — allzu früh für uns fröhliche Sommergäste. Auf den Gipfeln rings um uns lag Neuschnee, die Luft war feucht-kalt . . . Wir froren, wenn wir zu Hause im Hotel saßen, denn es standen keine Öfen in unsern Zimmern, und wir froren, wenn wir ins Freie wanderten . . . Unter diesen Umständen war es kein Wunder, daß die Laune sank und sank, gleich dem Quecksilber des Thermometers . . .

Die norwegische Kolonie bestand außer mir aus Ibsen, seiner Frau und dem Sohne Sigurd, Professor Lorenz Dietrichson mit Frau und Tochter, Honoria, sowie Eduard Grieg, in dessen Begleitung ich von Bayreuth nach Gossensaß gekommen war.

Eines Morgens verließen wir Herren die Damen, die zusammen mit Sigurd im Hotel zurückblieben. Ob wir die Damen vorsätzlich im Stich ließen, soll ungesagt bleiben. Wir wollten einen Spaziergang machen und uns vertraulich unterhalten, doch dann trieb uns das Schneegestöber zurück — und da wir keine Lust hatten, wieder umzukehren, so suchten wir Unterschlupf in einem offnen Holzpavillon, der nicht weit vom Hotel lag.

Und dann war da eine leichtsinnige Seele, die flüsterte (ob ich es nicht selbst gewesen bin?): „Jetzt wär' es recht schön und gut, wenn man was W a r m e s bekäme — etwas zum Aufmuntern."

Der Vorschlag wurde von allen beifällig aufgenommen, sogar von Grieg, dem Nüchternen. Ich verschwand und kam gleich mit der Kognakflasche wieder,

für die ich auf der Reise keine Verwendung gehabt hatte; ein Bursche aus dem Hotel brachte uns in aller Heimlichkeit einen Krug mit heißem Wasser, eine Zuckerschale und Gläser.

Und dann wurde es schließlich überaus gemütlich da drinnen im Pavillon, trotz Kälte und Schneegestöber. Wir hüllten uns in unsre wollenen Plaids ein, bis an die Ohren, nahmen unsre kurze Pfeife oder die Zigarre vor und ließen dem heißen, dampfenden Toddy alle Gerechtigkeit widerfahren. Es lag etwas wirklich Originelles über diesem Freundeskreise, der so früh am Morgen beisammen war und in diesem eigentümlichen Rahmen: inmitten der weißen Felsspitzen rings umher und des Schnees, der wie Daunen auf unsern Plaids lag und dann schmolz . . .

Wir dachten gewiß alle im stillen an Norwegen, dessen Natur so vieles mit der Tirols gemeinsam hat — doch wir sagten nichts.

Die Unterhaltung war in lebhaftem Flusse, wechselte gleich den Schneeflocken draußen, sprang von dem einen Thema auf das andere . . . Alle hatten wir Geschichten und Anekdoten zu erzählen, Ibsen nicht am wenigsten. Wer sie jetzt alle noch im Kopfe hätte!

Von Björnson sprachen wir zunächst. Was die hervorragenden Norweger, die dabei waren, über ihn sagten, würde einen äußerst interessanten Beitrag liefern zur Charakteristik des *Menschen* Björnson — den Dichter berührten wir nicht. Aber die Wiedergabe dieser Dinge würde zu indiskret sein, umsomehr, da

auf Ibsens und Dietrichsons Seite Bewunderung mit Kritik gemischt war.

Eine einzelne Äußerung Ibsens will ich jedoch anführen. „Björnson und ich sind nicht verfeindet, wie so viele meinen. Unsre Anhänger, die stehen sich feindlich gegenüber, nicht wir beide persönlich."

Als ich von ein paar Originalen aus Bergen sprach, sagte Ibsen, in seiner Vaterstadt Skien sei auch kein Mangel an derartigen lächerlichen Figuren gewesen.

Einem dieser Leute begegnete er eines Tages unerwartet in Christiania; der Mann sah aus wie ein Leichenbitter, trug ein weißes Halstuch und alte schwarze Lederhandschuhe. Als Ibsen ihn fragte, was er in der Hauptstadt tue, erwiderte er: „Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Ibsen, meine einzige Freude im Leben ist es, eine Leiche zu Grabe zu tragen; aber zu Begräbnissen ist in Skien leider Gottes so wenig Anlaß, weil die Leute da so alt werden und gar nicht sterben wollen . . . Darum hab' ich jetzt mein Häuschen daheim verkauft und bin nach Christiania gezogen, wo die Leute wie die Fliegen krepieren, und wo ich Gott sei Dank die Freude erlebe, das ganze Jahr hindurch Tag für Tag ein Begräbnis mitmachen zu können . . . Eben jetzt will ich nach „Vor frelsers gravlund" hinauf und eine alte, höchst respektable Hebamme begraben." Höflich lüftete er seinen schwarzen Plüschhut. „Adieu."

Wir mußten über diese Geschichte sehr lachen und wieder den Toddy probieren. Mir war so recht wohl zumut, aber mitten in der Freude durchfuhr mich ein

heimlicher Schreck, daß die Frauen kommen und uns überraschen möchten.

Sowohl Frau Ibsen wie Frau Dietrichson waren äußerst liebenswürdige Damen, sie hatten nicht die geringste Verwandtschaftsbeziehung zu der allbekannten Xanthippe, aber das häusliche Szepter wußten sie doch beide recht gut zu führen — — und nun hatten wir, ohne ihren Rat zu erbitten, auf eigene Faust dieses kleine Gelage veranstaltet! . . .

Grieg sprach von Wagner und Liszt, mit denen er in Bayreuth zusammengewesen war, besonders von Liszt, dessen warme Empfehlung seinerzeit dazu beigetragen hatte, daß Grieg vom Storthing eine jährliche Beihilfe erhielt. Und dann wurde Ole Bulls Name genannt und gab den Anstoß zu vielen Anekdoten.

Die Ibsens lautete so: Eine deutsche Baronin in München war leidenschaftlich für Ole Bull eingenommen, der gerade in der Stadt Konzerte gab. Eines Morgens kam sie wie gewöhnlich zu Besuch, und trotz der Warnung des Dieners stürzte sie unmittelbar in das Schlafzimmer zu Ole Bull hinein, der im Augenblick einen ebenso komischen wie jämmerlichen Anblick darbot. Der große Geigenkünstler und Herzenbrecher stand mit eleganten Verbeugungen da, aber — es fehlten ihm die Hosen. Der Diener hatte ihm diese höchst notwendigen Bekleidungsgegenstände soeben fortgenommen, um sie dem Stubenmädchen zum Ausbürsten zu geben.

Aber Griegs Geschichte war amüsanter.

Ole Bull trat in Madrid auf. Die Damen waren

wie toll auf ihn, nicht am wenigsten Spaniens heißblütige Königin, die junge Isabella, für die die Erotik eine viel größere Rolle spielte als die Politik, die sie zu leiten bestimmt war.

Nach einem seiner Konzerte wurde Bull zur Audienz zur Königin gerufen. Mit südländischer Wärme sprach sie ihm ihre Begeisterung für sein göttliches Spiel aus und verlangte zum Schluß, er solle an einem Abend aufs Schloß kommen zum Spiel vor ihr — ganz allein. So ein musikalisches Tete=a=tete werde bezaubernd sein.

Ole Bull hatte ja nur zu gehorchen. Aber nach dieser einsamen Musikstunde bei der Königin wurde ihm später durch einen Kammerherrn jener spanische Orden überreicht, der die Inschrift trägt „Pour la vertu“.

Als Ole Bull später nach Stockholm kam und dort bei Hofe spielte, trug er am Frack den spanischen Orden. Doch die alte, französischem Geschlecht entstammende Königin Desideria hatte den Orden kaum gewahrt, als sie zu lachen anfing und fragte: „Aber sagen Sie mir, Herr Bull, weswegen haben Sie den Orden da gekriegt?“

„Meiner Tugenden wegen, Majestät!“ erwiderte Ole Bull mit diplomatischem Ernst, indem er sich tief verneigte. —

In Gossensaß hielten sich in dieser Saison unter anderm ein paar bayrische Damen auf, deren ebenso reiche wie geschmacklose Tracht bei uns Nordländern allgemeine Verwunderung erregte. Ibsen konnte nie

ein Lächeln unterdrücken, wenn er sie sah. Und nun machte er die Bemerkung:

„Eine deutsche Dame in grande toilette erinnert mich immer an eine preisgekrönte Kuh mit Goldflitter und Papierblumen zwischen den Hörnern."

Dann kam die Rede auf die Intelligenz der Tiere, und Ibsen behauptete, daß so ein unvernünftiges Vieh, das bei einer Tierschau eine Auszeichnung bekommen habe, recht gut verstehe, daß es eine Auszeichnung sei. Wolle man ihm nämlich nach dem Feste seinen Stirnschmuck rauben, so leiste es Widerstand und nehme Reißaus.

Oh, vanitas, vanitas! dachte ich. Sogar die Vierfüßer! —

In der Rocktasche hatte ich ein Buch von einem deutschen Schriftsteller bei mir, den ich Schönborn nennen will; er war damals sehr beliebt. Das Buch glitt mir zufällig aus der Tasche, Ibsens Auge fiel auf den Namen des Autors, und im selben Moment ließ er ein ihm eigentümliches, halb glucksendes Lachen vernehmen, das uns anzeigte, daß wir uns auf eine neue, amüsante Geschichte gefaßt machen konnten . . .

Schönborn war eine dieser hyper-ästhetischen Naturen, an denen Deutschland keinen Mangel leidet, und die am liebsten vergessen möchten, daß wir Menschen mit all unserm Geist und unserer Poesie doch gewisse Nöte mit den Tieren gemein haben.

Als er einmal mit der Eisenbahn fuhr, bekam er die heftigsten Magenschmerzen, und unglücklicherweise war kein W. C. in seinem Waggon. Da war nun

guter Rat teuer, doch der Dichter verlor seine Geistesgegenwart nicht. Außer der Reisemütze, die er auf dem Kopfe trug, hatte er einen chapeau-bas bei sich — und der mußte nun seine Dienste tun. Zum größten Glück befand er sich allein im Coupé. Den chapeau-bas warf er dann zum Coupéfenster hinaus.

Aber der unglückliche Poet hatte in der Verwirrung eine Kleinigkeit vergessen, daß er nämlich den chapeau-bas mit seiner Visitenkarte kenntlich gemacht hatte. Und nun folgte das artige Nachspiel. Der Zug hält endlich in der Stadt, wo Schönborn zu Hause ist, und alle kennen ihn, voll Würde steigt er auf den Perron hinab, doch im selben Augenblick stürzt der Schaffner auf ihn zu und überreicht ihm mit einer ehrerbietigen Verbeugung, wahrscheinlich in der Hoffnung auf ein erkleckliches Trinkgeld, den mißhandelten chapeau-bas, den man auf den Schienen gefunden hatte.

Schönborn geriet in Rage und leugnete beim ersten Aufbrausen, der Besitzer des Hutes zu sein. Wie die Geschichte eigentlich wurde, soll ungesagt bleiben. Wir haben allen Grund zu glauben, daß der Ästhet schließlich in seiner Wut dem ehrlichen Schaffner den Hut ins Gesicht schleuderte.

— Und die Unterhaltung glitt weiter, vom Burlesken auf das Ernste oder Heitere hinüber. Professor Dietrichson brachte uns Theaterneuigkeiten aus der Heimat — und dann fingen wir an, von unsern Schauspielern zu sprechen. Als ich mich darüber wunderte,

daß die meisten Bühnenkünstler aus Bergen kämen und so wenige aus dem östlichen Norwegen, bemerkte Ibsen:

„Der ostländische Dialekt eignet sich so wenig für die Bühne, das ist die Sache . . . Hören Sie sich zum Beispiel eine Dame aus Christiania an! Sie spricht einförmig und hölzern, nur gegen Schluß des Satzes hebt sie immer die Stimme wie zu einer Frage. Und ein Fremder, der die Sprache nicht versteht, sondern nur den Laut auffängt, glaubt auch, daß sie ununterbrochen Fragen stellt — das eben macht, zusammen mit dem Unschönen der Sprache, den ostländischen Dialekt für die Bühne so unbrauchbar."

Ich saß eben da und sammelte Mut, um eine gewürzte kleine Geschichte aus Bergen zu erzählen, als ich etwas sah, das mich erschrocken einhalten und das Toddyglas hinsetzen ließ, aus dem ich einen Schluck nehmen wollte.

Ich sah Sigurd oben auf dem Wege. Er war in dem bösen Übergangsalter, wo man nur an Narrenspossen denkt . . . Was hatte er jetzt im Sinne? Etwas würde geschehen, das ahnte ich. Er war so unheimlich aufgeräumt . . .

Ganz recht! Ein Ende hinter ihm gingen die Damen, denen er den Weg zu zeigen schien, mit strammen Mienen . . . Jetzt waren sie ganz nah an unserm Versteck . . . Ich meinte, sie etwas von „männlichem Egoismus" flüstern zu hören — oder war es nur Einbildung von mir?

„Da haben wir die Damen!" rief ich warnend — und rückte unwillkürlich mein Toddyglas beiseite, so daß es weniger in die Augen fiel.

Die Damen standen einen Angenblick still und sahen uns an. Sie genossen die Szene, wie es schien. Und in ihrem Blick war etwas Höhnisches und Triumphierendes — so daß ich Lust bekam, unter den Tisch zu kriechen . . . War nicht ich im Grunde der eigentliche Missetäter?

Die Ehemänner nahmen eine schuldbeladene Miene an und steckten die errötenden Nasen tiefer in ihr Plaid. Nur Grieg bewahrte die Fassung. Er hatte sich nämlich vor keiner Frau zu verantworten; die kleine Frau Nina war daheim in Bergen.

„Also die Herren sitzen hier und genießen das Leben!" sagte Frau Ibsen endlich. Unter ihrem Ernst drohte ein schelmisches Lächeln hervorzubrechen. „Wir konnten es uns gar nicht denken, wo ihr geblieben wart, den ganzen Vormittag haben wir gesucht — und jetzt ist im Hotel Frühstückszeit."

Die Frau Professor Dietrichson war jedoch weniger gnädig.

„Und du sitzest hier, Lorenz-Mann, und trinkst so früh am Tage Toddy! — Sieh mal an! — Und zu mir hast du doch gesagt, du wolltest auf dein Zimmer gehn und Korrespondenzen fürs „Morgenblatt" schreiben. Du hast dem Redakteur Friele ja versprochen, für seine Zeitung zu schreiben."

„Lorenz-Mann" sah reuevoll aus und machte gar keinen Versuch, sich zu verteidigen. Seine Miene aber

besagte: Es ist recht schwer, immer und immer „Pflichtmensch“ sein zu sollen.

Das besänftigte seine Frau, und sie setzte ein Lächeln auf, wie Frau Ibsen. Sie war ja Malerin und verstand uns „Künstlernaturen“ besser als alle andern.

„Aber, Mama, sieh dir doch Paulsen an!“ rief der garstige Sigurd und zog die Mutter von hinten am Rock. „Er hat einen feuerroten Kopf.“

„Pst, Kind —!“

„Das kommt von der Kälte,“ platzte ich heraus und drohte dem Knaben mit der Hand. Ich hätte ihn erwürgen mögen.

Mit Widerstreben erhoben wir uns — es war noch Kognak in der Flasche —, und etwas zahm folgten wir den Damen auf den Fersen ins Hotel zurück.

Dabei ist mir ein respektwidriger Gedanke gekommen. Ob Stuart Mill wohl im Grunde recht hat mit seinen Ideen von der „Unterjochung des Weibes“? Sind nicht vielmehr wir Männer es, die bei allen Gelegenheiten von den Frauen „unterjocht“ werden?

Ibsen als Cicerone

Zweimal in meinem Leben habe ich die Ehre genossen, daß Ibsen mein Cicerone war.

Das eine Mal in Salzburg vor fünfundzwanzig Jahren . . . Im Sommer . . . Wie genau entsinne ich mich noch des heißen, strahlenden Julitags, Ibsens eleganter brauner Reisetracht und seines Tirolerhutes! Ibsen war in bester Reiselaune; er machte mich auf die malerische Lage der Stadt aufmerksam. Salzburg ist ja eine der schönsten Städte von Europa. Die hindurchströmende Salzach gibt ihr eine eigne ländliche Frische, und Mozarts großer Name ist für immer an sie geknüpft . . .

Während wir nach Touristenart in den Straßen umherschlenderten, zeigte mir Ibsen mehrere Sehenswürdigkeiten, den Domplatz mit der Mariensäule und den Palast des Erzbischofs, der auf einer Anhöhe liegt und in italienischem Stile gebaut ist. Wenn Ibsen jedoch ein paar Worte gesagt hatte, versank er wieder in Schweigen und Nachdenken; die Ausarbeitung der „Gespenster" beschäftigte zu jener Zeit ganz seinen Sinn . . .

Wir aßen in einem kleinen Hotel zu Mittag, während wir auf die Post warteten, die uns nach Berchtesgaden bringen sollte, wo wir den Sommer zusammen zu verbringen gedachten.

Bei Tisch bat ich Ibsen, mir eine Definition vom Dichten zu geben.

Ibsen betrachtete mich scharf über die goldne Brille weg.

„Dichten ist sehen,“ war die lakonische Antwort.*)

Wie oft habe ich später an diese Worte Ibsens gedacht, nicht am wenigsten, wenn ich Arbeiten von Dichtern las, die sich hauptsächlich von der Phantasie tragen lassen, ohne ein Auge für die Wirklichkeit zu haben, die sie von allen Seiten umbraust!

Das zweite Mal diente mir Ibsen als Cicerone in Rom, im Jahre 1881.

An einem frischen Wintertag mit Nordwind — Tramontana, wie die Italiener es nennen — und blauem, wolkenlosem Himmel. Die Sonne schien, ohne zu wärmen.

Ich traf Ibsen auf dem Korso; wie gewöhnlich ging er mit ernster Miene und feierlichen, abgemessenen Schritten einher. Nach meiner Berechnung war er auf dem Wege in sein Stammcafé, wo er jeden Vormittag die Zeitungen zu studieren pflegte.

Wie gewöhnlich wollte ich Ibsen ausweichen, um nicht störend in seinen Gedankengang einzugreifen — ich wußte ja, daß Ibsen stets arbeitete, das heißt: stets dichtete, zu Hause sowie auf Spaziergängen — doch er hatte mich schon entdeckt, und mit einem Lächeln blieb er stehen.

Er fragte mich, was ich im Augenblick anfinge, ob ich mir viel von dem alten Rom ansähe. Ich erwiderte, ich säße meistens zu Hause und schriebe.

„Wenn Ihre Zeit es erlaubt,“ sagte Ibsen auf

---

*) In dem „Reimbrief an Frau Heiberg“ nennt er auch den Dichter J. L. Heiberg „den großen Seher“.

seine höfliche Art, „möchte ich Ihnen etwas Interessantes zeigen, gleich hier in der Nähe, eine bemerkenswerte Erinnerung aus dem alten Rom."

Wir passierten zusammen den Korso, gingen an dem Café vorbei, wo Ibsen zu sitzen pflegte, und kamen an den Colonnaplatz. Ich dachte daran, wie liebenswürdig es von Ibsen war, meinetwegen eine seiner alten lieben Gewohnheiten zu opfern. Dann gelangten wir durch die kurze, enge Straße „Via de bergamoschi" auf einen größern Platz.

Es war „Piazza di pietra".

„Jetzt sind wir am Ziel," sagte Ibsen. „Sehen Sie um sich!"

Leer und sonnenbeleuchtet lag der Platz im frischen Glanz des Morgens; nur ein paar Bauern in Nationaltracht schlenderten vorbei. Auf drei Seiten waren gewöhnliche Häuserreihen, jedoch mir gegenüber erhoben sich einsam die Ruinen einer großen Fassade.

Bei näherer Betrachtung fand ich, daß es eine Reihe alter Säulen war, die, um nicht umzufallen, durch verbindendes Mauerwerk gestützt worden waren. Doch diese Säulen mit ihren korinthischen Kapitälen waren so großzügig und von so schöner Form, daß sie selbst hier in dem an Kunstschätzen so reichen Rom Aufmerksamkeit und Bewunderung erwecken mußten.

Ibsen erzählte mir nun, daß dieses Gebäude, das die Römer als Börsenraum benutzt hatten und „Dogana di terra" nannten, die Überreste des berühmten Neptuntempels ausmachte, den Agrippa vor über zweitausend Jahren hatte aufführen lassen. Wir

betrachteten beide mit Andacht die mächtigen Säulen, deren weißer karrarischer Marmor unter Feuersbrünsten und der Witterung sehr gelitten hatte ... Es war wie ein wehmütiger Gruß aus der entschwundenen Welt der Antike ...

In jenen Tagen hatte ich gerade in Ibsens Gedichten geblättert, und ich mußte jetzt daran denken, mit welcher Kraft er in ein paar Linien den Untergang des Römerstaates gezeichnet hat:

„Es waltet ein Dämon mit ewiger Macht,
Was eitel, wird ihm zum Raub:
Des Nero Palast in goldener Pracht,
Vernichtet sank er in Staub.
Erst aber mußt' Römerverbrechen gehn
Auf Erden von Pol zu Pol,
Der Tyrann sich in Apotheose sehn;
Des Kaisers Bild mußt' als Gottheit stehn
In Gold auf dem Kapitol."

Als ich Ibsen auf dem Rückwege sagte, ich habe Piazza di pietra schon mehrmals passiert, ohne die seltenen Tempelruinen zu entdecken, fixierte mich Ibsen über seine goldne Brille weg.

„Sie dürfen im Gehen nicht träumen, sondern müssen Ihre Augen gebrauchen lernen," sagte er mit einer Strenge, unter der viel echtes Wohlwollen lag. „Für jemand, der ein Dichter sein will, ist das doppelt notwendig."

— Dichten ist sehen, erwog ich, seiner Worte beim Mittagessen in Salzburg gedenkend.

„Erzählen Sie mir," sagte er plötzlich, „welche Farbe die Tapete in Ihrem Zimmer hat."

Ich bekam einen ganz roten Kopf und mußte gestehen, daß ich es nicht wisse.

„Sehen Sie," sagte Ibsen triumphierend wie immer, wenn er einen Fehler aufspürte, der ihn in seinen mißtrauischen Ahnungen bestärkte. „Ich habe recht mit meiner Vermutung . . . Sie achten auf nichts . . . Aber wie kann ein normal organisierter Mensch monatelang in einem Zimmer wohnen, ohne die Farbe der Wände zu kennen . . . Wenn ich ein fremdes Haus betrete, so nehme ich Notiz von dem kleinsten Gegenstand, nichts entgeht mir . . . Ja, ich sehe alles," fügte er still hinzu, mehr für sich als zu mir gewandt.

Ibsen brauchte mir das nicht zu erzählen . . . Sein Dichten, das gleich einer scharfen Sonde in unsre heimlichsten Wunden dringt, zeugt hinlänglich davon.

Mit piazza di pietra schloß ich später übrigens sehr vertraute Freundschaft, denn hier lag „Jacobini", das bekannte Restaurant, das bei den Skandinaviern sehr beliebt war.

Ibsen und ich blieben einen Augenblick vor einem Schaufenster stehen, wo unter andern Raritäten ein Skorpion in Spiritus ausgestellt war, und wir begannen, von diesem giftigen Tier zu sprechen, das in Italien so viel Schaden anstiftet. Es ist klein und dunkel und erinnert mit seinen Scheren an eine Krabbe. Den Hinterkörper bildet ein Schwanz, der in einen Giftstachel endigt.

Ibsen wäre selbst seinerzeit, wie er sagte, beinahe

von einem Skorpion gestochen worden. Es war in dem Sommer, als er in Arizzia wohnte, dem Städtchen dicht bei Albano, und an seinem „Brand" schrieb. Eines Abends fiel sein Blick auf ein kleines, seltsames Tier, das über den Steinboden kroch. Er sah gleich, daß es ein Skorpion war und zwar einer von der gefährlichsten Art ... Und sein kleiner Knabe Sigurd spielte, ohne eine Gefahr zu ahnen, dicht in der Nähe! Da war guter Rat teuer. Doch Ibsen verlor die Geistesgegenwart nicht. Er ergriff ein großes, leeres Wasserglas und wölbte es vorsichtig über den Skorpion, der so gefangen wurde.

Auf dem Korso trennte ich mich von Ibsen. Allein ging ich nach Hause, in dankbarem Nachdenken über die Lektion, die Ibsen mir erteilt hatte.

„Dichten ist sehen," klang es mir die ganze Zeit über refraingleich vor den Ohren. Und ich bildete mir ein, die tiefere Bedeutung der Worte Ibsens verstanden zu haben ... Es galt nicht nur, mit dem leiblichen Auge zu sehen, sondern auch mit dem geistigen, — es galt nicht nur, die Umgebung und die Natur zu studieren, sondern auch die menschliche Seele ...

Als ich auf mein Zimmer in der „Via Rasella" kam, machte ich mich flugs daran, zu untersuchen, was für eine Farbe die Tapete hatte.

Sie war hellgrün mit wunderlichen schwarzen Figuren, die kleinen Teufeln glichen.

Und eine solche Tapete hatte ich übersehen können!

Ibsen auf Reisen

Wie bekannt, lebte Ibsen etwa ein Menschenalter lang im Auslande, in Dresden, München, Rom ꝛc. Hat er größern Gewinn von diesen seinen Reisen gehabt? so ist man geneigt zu fragen. Haben sie Einfluß auf seine Dichtung geübt — und welchen?

Gewiß brachte sein Reiseleben ihm Gewinn ein, obwohl er nicht wie ein gewöhnlicher Tourist mit dem Bädeker in der Hand umherwanderte und, weit davon entfernt, die Merkwürdigkeiten der fremden Stadt zu studieren, sich nicht einmal unter die Bewohner mischte, sondern seinen Weg für sich ging.

Doch er empfand es als Segen, in einer großen europäischen Stadt zu atmen, und die freiere europäische Kulturströmung dort draußen hat ihn unwillkürlich beeinflußt, wie das Wetter und die Umgebung unsern Sinn verschieden stimmen, ohne daß wir eigentlich darüber nachgrübeln . . .

Als ich in Paris einmal Jonas Lie begrüßte und bemerkte, daß er mitten in der Weltstadt wie ein Eremit lebte, ohne die Theater zu besuchen oder an irgendwelcher Geselligkeit teilzunehmen, äußerte ich ihm mein Erstaunen darüber. Ich meinte, ebensogut habe er daheim in Norwegen bleiben können.

Der liebenswürdige Dichter gab mir darauf eine Antwort, die ich nicht vergessen habe, — eine Antwort, die auch Ibsen hätte geben können; denn sie war völlig seines Geistes.

„Ohne größern Anteil an der Umwelt zu nehmen, merke ich doch recht gut, daß ich in einer großen Stadt lebe, und ich habe meinen Vorteil davon . . . Komme ich nicht zur Stadt, so kommt die Stadt zu mir . . . Ich spüre sie erfrischend eindringen durch alle meine Poren, sie strömt mir zu durch die Atmosphäre und durch den Menschentrubel vor meinem Fenster; sie grüßt mich aus der französischen Morgenzeitung, die ich zum Kaffee lese.“ ꝛc. ꝛc.

Ibsen setzte es in München und Rom nur fort, sein regelmäßiges, von Cafébesuchen unterbrochnes häusliches Leben, an das er von Christiania her gewöhnt war.

Sein Körper war im Auslande, seine Seele jedoch in Norwegen; fort und fort beschäftigte er sich mit Norwegen in seiner Dichtung. War dieses sein Dichten doch nichts andres als ein einziges andauerndes Träumen von dem geliebten, verhaßten, unvergeßlichen Vaterland . . .

Er selbst hat seinem beständigen Heimweh eine ebenso plastische wie schöne Form in den kurzen Versen gegeben:

„Nach den schneeigen Breiten
Aus der Südhaine Pracht
Einen Reiter sieht reiten
Jedjegliche Nacht.“

Unter Ibsens Werken gibt es im Grunde nur zwei, die einen unmittelbaren Einfluß fremden Geisteslebens offenbaren.

Nämlich: „Kaiser und Galiläer“, das ich mir nicht

geschrieben denken kann ohne die Bekanntschaft mit deutscher Philosophie, die Ibsen in Dresden machte (der Schopenhauerschen Theorie von einem Weltwillen 2c.), und „Hedda Gabler“, ein Stück, das in seinem Raffinement und seiner Dekadenz mehr französisch als norwegisch wirkt.

Viele Kritiker des Auslandes haben freilich seltsamerweise dieses bizarre Drama typisch norwegisch gefunden. „Aber wir sind ja daran gewöhnt,“ wie Niels Kjär in seinem geistvollen Essay über Ibsen sagt, „daß die fremde Kritik ein absolut nationales Charakterfundament konstruiert als Erklärung des Geistes, der sich in Ibsens Werken abspiegelt.“

Als Ganzes genommen, hat Ibsens Dichtung durch sein langes freiwilliges Exil sowohl gewonnen wie verloren.

Gewonnen hat sie an Konzentration und Gedankentiefe, an Freiheitsgefühl und technischer Fertigkeit, dafür aber verloren an Frische und lokaler Wirklichkeitstreue. Nicht selten werden uns Atelierstudien geboten, keine Studien aus erster Hand, draußen aus der freien Natur.

Wir müssen ja daran denken, daß Ibsen, während er ausschließlich norwegische Stoffe behandelte, selbst weit weg von Norwegen, in Deutschland oder Italien saß, — und das hat sich gerächt.

So klingt der Ton im „Puppenheim“ nicht immer ganz echt für norwegische Ohren. In einer Wohnstube der Heimat würden die Worte mit anderm Klange gefallen sein, jedenfalls weniger weich. Ibsens Sprache,

die in diesem Schauspiel eine so dänische Färbung hat, trägt natürlich das ihre dazu bei, diesen Eindruck hervorzurufen.

Sowohl in München wie in Rom habe ich mehrere Jahre mit Ibsen zusammengelebt und auf die Weise guten Anlaß gefunden zu beobachten, wie er seinen Tag einzurichten pflegte.

In München besuchte er niemals die Pinakothek und die Glyptothek (ich zweifle jedoch nicht daran, daß er bei seiner Ankunft in der Stadt ein einzelnes Mal dagewesen ist), er ging nie in die Theater, außer wenn die Aufführung seiner eignen Arbeiten ihn dazu zwang, — und diese Gleichgültigkeit des großen Dramatikers gegenüber der Kunst der Bühne setzte viele in Erstaunen. Vor dem Gesellschaftsleben hatte er eine wahre Furcht, und er nahm nie an einer Mittagsgesellschaft teil, obwohl einige der ersten Familien der Stadt, mit Paul Heyse an der Spitze, ihm oft Einladungen übersandten.

Wie oft bedauerten es Paul Heyse und seine Frau, daß Ibsen sich so konsequent von ihrem Heim fernhielt! Sie wollten „den großen Norweger" so gerne bei sich sehen, um Staat mit ihm zu machen . . .

Das Merkwürdige an Ibsen war jedoch, daß er, so abgeneigt er war, Heyses Gastfreundschaft zu benutzen, ebenso begierig war, von mir zu erfahren, wie es auf einem solchen deutschen Gesellschaftsabend zuginge.

Ich erzählte ihm dann alles, wer die Gäste seien,

wovon man gesprochen habe, wie die Hausfrau gekleidet gewesen, die Einzelheiten der Anrichtung u. s. w. Selbst vom Trinkgeld erzählte ich ihm. Die Deutschen haben die schlechte Gewohnheit, daß man auf eine gewisse Art für die genossene Gastfreundschaft zu zahlen hat. Zum Abend bekommt man zum Beispiel nur eine Tasse Tee; aber wenn man dann geht, so gibt man dem Diener oder dem Mädchen, die einen ins Entree hinausbegleiten und einem beim Anziehn behilflich sind, ein bis zwei Reichsmark als Trinkgeld — den zehnfachen Wert des Tees. Man kann sich dieser Gewohnheit nicht entziehen, ohne für unnobel zu gelten.

Die Abschiedsszene in Paul Heyses Entree war in meinen Augen ebenso komisch wie peinlich. Alle Herren nahmen, den einen Arm im Winterüberzieher, ihr Portemonnaie hervor und untersuchten verwirrt seinen Inhalt; es konnte vorkommen, daß ein armer Künstler entdeckte, daß er sein Geld zu Hause „vergessen" hatte. Schließlich regnete es Silberstücke in die Hände des Dienstmädchens, die sich bei jeder Gabe tiefer und tiefer verbeugte und nicht müde wurde zu sagen: „Schönen Dank, besten Dank!"

Sie nahm gar nicht wenig an so einem Abend ein — denn die Zahl der Gäste war groß. In andern vornehmen deutschen Familien, die ich besuchte, ging es genau so zu. —

Im Sommer auf dem Lande lebte Ibsen ebenso still und abgesondert wie im Winter in der Stadt. Er wollte niemanden sehen. In dem Sommer, den

ich mit ihm in Berchtesgaden zusammen verbrachte, erhielten wir wiederholt eine Einladung von dem bekannten Dichter Richard Voß, einem großen Ibsenbewunderer, an den Paul Heyse mir eine Empfehlung gegeben hatte, und der in einer schönen Villa dicht am Königssee wohnte — doch Ibsen war nicht zu veranlassen, hinzugehn. Ich mußte den Besuch immer allein machen.

Und in Sorrent machte er sich unsichtbar.

Als ich das letzte Mal in der kleinen prächtigen Stadt am Golf war, begrüßte ich den Wirt in „Tramontana", wo Ibsen gewohnt und „Ein Puppenheim" geschrieben hat. Ich wollte gern etwas über Ibsen erfahren, und der Wirt erzählte mir lächelnd, daß man fast „nie etwas von ihm zu sehen bekomme."

Er halte sich meist auf seinem Zimmer auf, lasse sich mit keinem von den Gästen ein, unter denen sich doch Berühmtheiten wie Ernst Renan befänden, und nur bei Tisch sehe man hie und da einen Schimmer von ihm.

Um die Literatur der fremden Länder bekümmerte sich Ibsen wenig.

Mit den deutschen Klassikern, wie Goethe und Schiller, war er bereits von Jugend an vertraut. Hebbel und Otto Ludwig, die beide tiefen Eindruck auf ihn gemacht haben, lernte er gewiß erst in Dresden kennen. Aber diese beiden Dichter müssen zu den älteren gerechnet werden, — der jungen Dichterschule Deutschlands, die mit ihm aufwuchs, während er in München

wohnte, und teils von ihm inspiriert wurde, folgte er nicht in ihrer Entwickelung.

Von deutschen schönliterarischen Werken, die ich außer einigen wissenschaftlichen auf Ibsens Tisch sah, erinnere ich mich nur an die von Paul Heyse und Riehl . . .

Der italienischen Literatur erwies er ebenso geringes Interesse wie der deutschen.

Einzelnen von Ibsens Äußerungen habe ich jedoch Grund zu entnehmen, daß er seinerzeit Dante, der ihn gewiß sympathisch berührte, in der Übersetzung studiert hat. Bei Ibsen findet sich der gleiche Einsamkeitsdrang wie bei dem großen Florentiner, die gleiche hohe Idealität und bittere Menschenverachtung. Und wie Dante kam er sich überall wie ein Verbannter vor und faßte es als seinen Beruf auf, über die sündige Menschheit die Geißel des Gerichts zu schwingen.

Doch die modernen italienischen Dichter, wie Verga, Edmondo d'Amici, Fogazarro, Gabriele d'Annunzio, waren für Ibsen nur Namen, auf die er in der Zeitung gestoßen war. Er kannte sie nicht und machte sich auch nichts daraus, mit ihnen bekannt zu werden.

Ich kann mich auch nicht entsinnen, ein italienisches Buch oder Zeitungsblatt in Ibsens Heim gesehn zu haben.

Apropos Italien! Florenz, das einem Liebhaber der Renaissance doch so viel bietet, wurde von Ibsen mit derselben Gleichgültigkeit aufgenommen wie seinerzeit von Goethe. Es fiel ihm nicht ein, dort Halt zu machen und sich in seinen ganzen Künstlerreichtum

zu vertiefen. Nach kurzem Aufenthalt reiste er stets nach Rom weiter.

Ibsens Leben im Auslande war überhaupt ein Leben in Selbstsammlung und Selbstvertiefung. Die fremden Städte hatten darum für ihn nicht wie für uns andre die große Anziehungskraft, die zu Betrachtung und Studium auffordert . . . Am liebsten saß er über seines Gedankens stillen Ozean gebeugt, der ihm eine Welt abspiegelte, größer, reicher und fesselnder als die, die ihn unmittelbar umgab . . .

Aber Ibsens Dichtung baut sich doch mit all ihrer Symbolik auf dem Grunde der Wirklichkeit auf? so wird man hier einwenden. Wie kam denn er, der einsame Grübler, während seines Vegetierens im Auslande in Berührung mit der realen Welt um ihn?

Ja, die strömte ihm unaufhörlich zu, wie dem einsamen Jonas Lie in Paris, durch tausend kleine Kanäle — vor allem durch die täglichen Cafébesuche und das Zeitunglesen.

Im Café sah er Menschen, Menschen verschiedenen Standes und Ranges, junge und alte, Männer und Frauen, Studenten, Künstler, ehrbare Bürger, eine Welt im kleinen — und hinter der goldenen Brille, halb von der Zeitung versteckt, beobachtete er diese Welt mit der kühlen Ruhe eines Naturforschers . . .

Wie Holberg, der feine Satiriker, still und unbekannt in einer dänischen Schenke saß und dem Geschwatz der Handwerker und Krämer über „kuriose politische Themata“ zuhörte, die er dann später in seinem

unsterblichen „Kannegießer“ verwertete, — so saß Ibsen ruhig in dem Münchner Café und studierte die braven Deutschen.

Wie charakteristisch ist es für Ibsen, daß er im Café Maximilian, wo er täglich zum bestimmten Glockenschlage erschien, seinen Platz gleich gegenüber dem großen Spiegel wählte, der die Eingangstür und alle die kommenden und gehenden Personen reflektierte. Ohne sich nach der Tür umzudrehen, konnte er im Spiegel alles sehen und erforschen. Wie ein poetischer Detektiv saß er dort dem Spiegel gegenüber, hinter seiner großen Zeitung . . .

Nichts entging seinem scharfen Blick. Er achtete nicht nur auf das Äußere und die Manieren der Gäste, wie sie einander voll gutmütiger Freundlichkeit zulächelten und zunickten (die katholischen Bayern sind übrigens liebenswürdiger als ihre protestantischen Brüder in Norddeutschland), sondern er fing auch Bruchstücke ihrer vertrauten Unterhaltungen auf und entdeckte Charakterzüge, die ihnen eigentümlich waren, und die er anderswo nicht gesehen hatte . . .

Die einzelnen Individuen, die in dem Café vor ihm Revue passierten, repräsentierten schließlich für ihn die ganze Nation. Durch sie suchte er sich eine Vorstellung von dem Naturell des ganzen Volkes zu bilden . . .

Und viel lernte er aus den Zeitungen.

Dort fand er die Antwort auf viele seiner stillen Fragen über die Menschen, in deren Mitte er lebte . . . Zeitungen sind ja in ihrer Kürze gleichsam eine Offen=

barung des Zustandes eines Volkes, seiner Denkart und seiner Wünsche . . .

Außerdem hatte Ibsen gleich allen großen Dichtern eine wunderbare Divinationsgabe. Aus dem scheinbar Kleinen erriet er das Große. Aus einem kleinen Leitartikel, einer Notiz oder einer Anzeige, die andere übersahen, erfuhr er mehr als mancher aus jahrelangen Studien . . .

Ibsen war jedoch auch kein gewöhnlicher Zeitungsleser. Er nahm die Arbeit nicht leicht, ging sogar die Annoncen genau durch.

Er fing auf der ersten Seite oben an zu lesen und schloß unten auf der vierten Seite, wo der Name des Druckers und Verlegers bekannt gemacht wird. Sicherlich hat er in der Reihe der Annoncen manch kleines Stück Kulturgeschichte gefunden . . .

Ibsen wollte sich in seinem ausländischen Heim sowie in den Hotels soviel wie möglich selber helfen, um die Dienstboten nicht zu bemühen. Sein Ideal war der selfmade man.

Sprang ein Knopf an seinen Hosen los — ein prosaisches Mißgeschick, das selbst dem größten Dichter passieren kann — so ging er auf sein Zimmer, verschloß die Türe gut, und nach vielen ebenso komischen wie unnötigen Vorbereitungen nähte er selbst den Knopf wieder fest, mit derselben Sorgfalt, womit er ein neues Drama ins Reine schrieb . . .

Eine so wichtige Verrichtung wagte er keinem andern anzuvertrauen, nicht einmal seiner Frau.

Eins von Ibsens Paradoxen war, daß „ein Frauenzimmer es nie verstände, einen Knopf so festzunähen, daß er hielte". Nähte er ihn dagegen selbst an, so hielt er in alle Ewigkeit.

Frau Ibsen lächelte schelmisch und hinterlistig, wenn der Dichter der „Nora" solch weiberfeindliche Äußerungen tat. Und später sagte sie im Vertrauen zu mir: „Es ist wahr, daß Ibsen sich selbst Knöpfe an seine Kleider näht; aber daß sie so gut halten, ist mein Verdienst, denn ohne daß Ibsen es weiß, ‚nestle' ich den Knopf ‚fest', was Ibsen immer vergißt — und das ist doch das Wichtigste bei der Sache. Aber lassen Sie ihn nur in seinem Glauben, weil er ihn so glücklich zu machen scheint."

Die „Lebenslüge" aus der „Wildente" im Kleinen und Alltäglichen! dachte ich — und mußte herzlich lachen.

Als Kuriosum kann ich anführen, daß Ibsen mich einmal im Winter in München mit ernstem und bekümmertem Gesicht fragte:

„Sagen Sie mir eins, Paulsen! — putzen Sie nun jeden Morgen Ihre Stiefel selber?"

Verwirrt antwortete ich: nein und sah wahrscheinlich recht schuldbewußt dabei aus . . . Es ging mir dunkel auf, daß ich sicherlich eine Pflicht gegen mich selber und gegen die Gesellschaft versäumt hatte.

„Aber das müssen Sie nur ja tun . . . Sie werden sich dann wie ein andrer Mensch vorkommen . . . Man soll nie einem andern überlassen, was man selbst

besorgen kann . . . Fangen Sie jetzt damit an, Ihre Stiefel zu putzen, so werden Sie damit aufhören, Ihr Zimmer in Ordnung zu bringen, einzuheizen u. s. w. Auf die Weise wird schließlich ein freier Mann aus Ihnen, der unabhängig ist von Hinz und Kunz . . ."

Ich versprach, seinen Rat zu befolgen, habe aber leider mein Versprechen nicht gehalten.*)

*) Man hat mir erzählt, daß in Amerika beim Mittelstande die jungen Söhne des Hauses ihr Zimmer selbst in Ordnung bringen, — man hält das dort für nichts weniger als unmännlich.

Ibsen und H. C. Andersen

Wie eine Klippe steil dem Wasser entgegenragt, das sich vergebens an ihrem Fuße bricht, so steht Henrik Ibsens Wesen und Dichtertum demjenigen H. C. Andersens steil entgegen.

Das Naiv-Gefühlvolle liegt Ibsen nun einmal nicht. Dem Mann, der in meiner Gegenwart die Äußerung tat, daß es drei Dinge gebe, aus denen er sich nichts mache, Kinder, Blumen und Musik, ihm mußte ein Dichter von Andersens Art naturnotwendig diametral entgegengesetzt sein.

Ist Ibsen einem Stück norwegischen Granits vergleichbar, das unmittelbar aus dem Fels gehauen ist, so könnte man Andersen vielleicht dem Wasser vergleichen, das weich ist, wechselnd und entweichend, — einem stillen Waldsee mit Wasserrosen, der die träumenden Sterne des Himmels treulich abspiegelt und den abenteuerlichen Flug der Wolken . . .

Natürlich konnte auch ein Mann wie Andersen von seinen Voraussetzungen aus Ibsens Dichtung nicht goutieren.

Als „Peer Gynt" erschien, war er sehr erstaunt, daß ein solches Werk beim Publikum Beifall finden könne.

„Na, soll das Poesie sein?" sagte er mißvergnügt zu Eduard Grieg, der mehrere seiner kleinen Gedichte in Musik gesetzt hatte, und mit dem er in dieser Periode oft zusammen war.

Mit vieler Mühe hatte er das Werk studiert, aber

gar nicht verstanden. Selbst die Sprache, die in „Peer Gynt" so stark und echt norwegisch in der Form ist, legte ihm Hindernisse in den Weg.

Doch dann sollten die beiden literarischen Antipoden sich schließlich begegnen. Das geschah in Kopenhagen. Andersen verlebte, wie bekannt, seine letzten Jahre bei dem Etatsrat Melchior auf dessen Villa „Ruhe" (sie lag auf Österbro, in der Nähe der Villa der Frau Heiberg).

Der alte Etatsrat war ein ungewöhnlich feiner und nobler Mann, der zusammen mit seiner liebenswürdigen Frau Dorothea, einer gebornen Henriques, einheimischen und fremden Künstlern große Gastfreundschaft erwies. Ich selbst habe das Glück erlebt, von dieser seltnen Familie in ihrer schönen Villa aufgenommen zu werden, doch damals war Andersen schon seit mehreren Jahren dahingegangen. Sein Gedächtnis aber lebte weiter, frisch wie der grüne Efeu im Garten; es war, wie wenn die ganze Villa voller Geschichten und Anekdoten von ihm wäre. Viele von ihnen waren sehr unschuldig und amüsant; andre verrieten die große Eigenliebe des Dichters; er war ja wie ein verhätscheltes Kind.

Ich erinnere mich an eine Anekdote, die zu gut ist, um nicht aufbewahrt zu werden. Ich möchte hinzufügen, daß ich sie nicht von der Familie Melchior habe, die Andersens Schwächen gegenüber die Diskretion selbst war, sondern von andern.

Andersen litt nicht nur an starker Todesfurcht, sondern er hatte auch Angst davor, lebendig begraben

zu werden. Der Gedanke an eine solche Eventualität quälte ihn sehr.

„Ich bin nicht tot, nur scheintot," schrieb er drum jeden Abend vor dem Schlafengehn auf einen Zettel. Den Zettel legte er auf den Teppich vor seinem Bett, so daß er recht in die Augen fallen konnte. Der Diener fand ihn jeden Morgen, las ihn, ohne eine Miene zu verziehn, und warf ihn unbemerkt fort.

Von seinem Zusammentreffen mit Andersen im Hause des Etatsrats Melchior hat Ibsen mir selbst eines Abends in guter Laune erzählt.

Während Ibsens Aufenthalt im „Athen des Nordens" veranstaltete der Etatsrat in seiner Villa „Ruhe" Ibsen zu Ehren ein großes Mittagessen. Eine Reihe der angesehensten Persönlichkeiten der Hauptstadt war geladen. Alle Gäste waren versammelt, und man wollte eben zu Tisch gehn, — doch es kam kein Andersen. (Er wohnte, wie gesagt, bei dem Etatsrat und hatte seine Zimmer im obern Stock.) Es verging eine Viertelstunde, und es verging eine halbe Stunde; eine nervöse Unruhe ergriff nach und nach die Gesellschaft, und die Hausfrau sah todunglücklich aus. Bote auf Bote wurde zu dem „Konferenzrat" hinaufgesandt, er blieb und blieb aus. Die Wirtin entfernte sich still, kehrte aber mit noch betrübterer Miene zurück — ohne Andersen. Er wollte eben nicht herunterkommen.

Man sagte dem Ehrengast nichts, aber Ibsen ahnte, was im Wege sei. Andersen liebte es, nur mit Menschen zusammen zu sein, auf deren Sympathie er sicher rechnen konnte. Wenn man ihm von fremden Dich-

tern erzählte, konnte er ganz naiv fragen: „Bewundert er mich?“ — Und er hatte vielleicht seine guten Gründe, daran zu zweifeln, daß der berühmte norwegische Dramatiker zu seiner Fahne schwöre . . .

Die Mißstimmung in der Gesellschaft wuchs. Es waren jetzt dreiviertel Stunden über die festgesetzte Zeit verstrichen. Die Gastgeber waren ratlos. Sollte man ohne den Konferenzrat zu Tisch gehn?

Da rettete Ibsen die Situation, er nahm den Hausherrn beiseite und bat ihn um die Erlaubnis, sich allein auf Andersens Zimmer zu begeben und mit ihm zu reden. Der Etatsrat nickte und zeigte ihm selbst den Weg. Einen Augenblick danach kamen zur frohen Überraschung der Gesellschaft die beiden großen Dichter Arm in Arm in den Saal, Andersen sichtlich bewegt, unter Tränen lächelnd. Er glich einem großen Kinde, das seinen Willen bekommen hat.

„Aber was ist denn zwischen Ihnen und Andersen da oben auf seinem Zimmer passiert?“ fragte ich Ibsen neugierig.

Ibsen lächelte bei der Erinnerung.

„Ich habe ihn umarmt und ihm ein passendes Kompliment gemacht. Er wurde gerührt und sagte, indem er meine Umarmung erwiderte: Also Sie schätzen mich wirklich?“

„Und das Mittagessen beim Etatsrat Melchior ist vergnügt verlaufen?“

„Es ist eins der gemütlichsten Mittagessen geworden, die ich je mitgemacht habe. Andersen konnte ja liebenswürdig und unterhaltend wie wenige sein, wenn er nur wollte.“

Ibsen und das Heibergsche Haus

Es ist jetzt über siebenundzwanzig Jahre her seit meiner ersten Reise ins Ausland.

Es war an einem Abend in Ibsens Münchner Heim. Ich war der einzige Gast. Sigurd las im Nebenzimmer, dessen Tür offen stand, und Frau Ibsen saß mit müder Miene auf dem Sofa und hatte einen Roman in der Hand . . .

Nie habe ich diese liebenswürdige Dichtersgattin mit einer Handarbeit beschäftigt gesehn; sie kannte die Abneigung ihres Mannes dagegen. Man denke an Helmers Replik im „Puppenheim“: „Stricken — kann nie anders als unschön sein. Die zusammengepreßten Arme, die auf und nieder gehenden Stricknadeln — das hat etwas so Chinesisches an sich.“

Das Gespräch kam auf Johann Ludwig Heiberg, Dänemarks feinen Dichter und Denker. Während meines Aufenthalts in Kopenhagen hatte seine Witwe, die berühmte Schauspielerin, mir viel Entgegenkommen erwiesen. Ibsen war seinerzeit bei ihr Gast im „Rosenhag“ gewesen; sie hatte ihm zu Ehren eine große Mittagsgesellschaft gegeben.

Ich erzählte Ibsen, wie überrascht und betrübt Frau Heiberg über seine ungewöhnliche Schweigsamkeit gewesen sei, er habe ja kaum ein Wort während des Essens gesagt.

„Wenn man das denken muß, daß drinnen im Felsen Goldminen zu finden sind, und dann doch keinen Schimmer davon zu sehn bekommt!“ hatte Frau

Heiberg bedauernd geäußert. Ibsen lächelte, ohne zu antworten.

„Aber dann kam ja Ihr berühmter Reimbrief aus Dresden und machte alles wieder gut . . . Nicht allein Frau Heiberg, sondern die ganze dänische Nation hat Ihr Dankgedicht als Auszeichnung empfunden:

Tief mit Dänemark verbunden
Wirst du stehn vor allen Fernen —
Und mit einer Sundnacht Stunden
Unter der Erinnrung Sternen!“

Ibsen sagte, daß er Frau Heiberg nicht nur als Künstlerin und Mensch hochschätze, sondern daß er persönlich ihr vielen Dank schuldig sei.

Während ihr verstorbener Mann als Leiter des Königlichen Theaters von einem veralteten ästhetischen Gesichtspunkt aus Ibsens Stücke verworfen hatte, tat Frau Heiberg später alles, um sie ans Licht zu ziehen.

Daß die „Kronprätendenten“ am Königlichen Theater aufgeführt wurden, war zum großen Teile ihr Werk. Sie inszenierte das Stück auch selbst. Herzog Skules Schlußreplik, daß er „Gottes Stiefkind auf Erden“ sei, konnte sie, die mit den Jahren etwas orthodox wurde, jedoch nicht recht goutieren . . . Sie strich ohne weiteres die Worte und motivierte diesen Schritt damit, daß „der gute Herrgott gar keine Stiefkinder habe, sondern uns alle gleichmäßig liebe.“

Auch für den „Bund der Jugend“, das erste Stück Ibsens, das am Königlichen Theater aufgeführt wurde, hatte Frau Heiberg viel Interesse gezeigt. Per-

sönlich leitete sie die Proben und Szenenarrangements.

Und ihre Begeisterung für Ibsens Dichtung blieb auch später ungeschwächt. So fand ich sie einmal während eines meiner vielen Besuche in Kopenhagen ganz mit den „Stützen der Gesellschaft“ beschäftigt; besonders entzückt war sie über die Figur der Lona Hessel.

„Das wäre eine Rolle für mich gewesen,“ sagte sie, „aber zu meiner Theaterzeit hab' ich solche Rollen nicht bekommen. Die Dichter hatten damals nicht genug Wirklichkeitssinn.“ —

„Haben Sie Johann Ludwig Heiberg persönlich gekannt?“ fragte ich Ibsen.

Er bejahte es. Heiberg war ihm sehr freundlich entgegengekommen, als er im Jahre 1852 als ganz junger Mensch mit einem kleinen Stipendium von der Bergener Bühne nach Kopenhagen gekommen war, um die dortigen Theaterverhältnisse zu studieren. Frau Heiberg hat er in ihren Glanzrollen gesehen.

Johann Ludwig Heiberg ist gewiß neben Kierkegard derjenige dänische Dichter, der den größten Einfluß auf Ibsen ausgeübt hat, nicht am wenigsten in formaler Hinsicht. Heiberg war ja ein Virtuose der Sprache.

Heibergs „Eine Seele nach dem Tode“ (eins von den wenigen dänischen Dichtwerken, das ich Ibsen außer Schaks „Phantasten“ stark loben gehört habe) hat ihn besonders tief berührt; und erkennbare Spuren dieses Einflusses finden sich in „Peer Gynt“ in dem

Akt, wo der „Knopfgießer“ und die „magere Person“ auftreten. Hier erinnern Inhalt und Form an eins der Gespräche in dem Heibergschen Werke.

Es ist charakteristisch, daß derjenige literarische Kreis in Kopenhagen, zu dem sich Welhaven, Ibsen und Frau Collett am weiten hingezogen fühlten, der Heibergsche war.

Frau Collett fühlte sich bei Heibergs völlig wie zu Hause; sie fand dort, besonders bei dem Dichter, ein Verständnis, das sie nicht erträumt hatte, sie fand die milde Luft, die einer Künstlerseele gleich einem Frühlingsgruße liebkosend entgegenwogt. Auf ihre alten Tage wurde sie auch nie müde, von den geistvollen Soireen in dem Heibergschen Heim im Marinehospital auf Christianshavn zu erzählen, von Frau Heibergs strahlender Miene, wenn sie von ihren Triumphen im Theater heimkehrte, von Frau Gyllembourgs mütterlicher Güte, von Heibergs Witz und Galanterie gegenüber den Damen.

Es war nicht nur der Geist und die Liebenswürdigkeit der Gastgeber, die den norwegischen Gast so stark anzog, es war zugleich Verwandtschaft.

Heibergs berühmter Vater, der wegen seines politischen Freisinns aus dem Lande verbannt wurde, war ja norwegischer Abstammung und hatte sich eine Reihe von Jahren in seiner Jugend in Bergen aufgehalten.

Das Heibergsche Haus hegte denn auch immer große Sympathie für das Land, aus dem die Familie ihren Ursprung herleitete, und mit dem Dänemark einmal vereinigt gewesen war. Ein gebildeter Norweger,

der sie aufsuchte, konnte immer auf einen herzlichen Empfang rechnen. Und in den letzten Jahren ihres Lebens verbrachte Frau Heiberg fast jeden Sommer in Norwegen, eine solche Vorliebe hatte sie für das Heimatland der Familie.

Man kann von dem Heibergschen Hause sagen, daß es nach dem Bruch der politischen Bande zwischen den beiden Reichen versuchte, ein neues Band geistiger Art zwischen ihnen zu knüpfen. Eine Art von modernem Skandinavismus! Nicht ohne Bedeutung ist es, daß sowohl Ibsen wie Björnson Frau Heiberg in schönen Versen gefeiert haben . . .

„Haben Sie Heibergs Schriften gelesen?“ fragte mich Ibsen.

Ich mußte zu meiner Schande gestehen, daß ich nur Heibergs Gedichte und das Schauspiel „Elfenhain“ kannte.

Darauf sagte Ibsen: „Aber den müssen Sie studieren, müssen alles lesen, was er geschrieben hat. Vielleicht kann er Ihnen auf Ihrer gegenwärtigen Entwicklungsstufe nichts Neues beibringen, aber Sie werden bei ihm eine ästhetische Bildung, eine Feinheit und einen Geschmack finden, womit Sie sich mit Nutzen bekannt machen werden.“

Ich versprach, seinen Rat zu befolgen.

Unter Ibsens „Gedichten“ findet sich eins mit der Überschrift „An die Überlebenden“, das folgendermaßen lautet:

Der im Mund nun aller Guten,
Mußte doch zuerst — verbluten.

Kam er, Licht dem Land zu spenden,
Nahmt ihr's, ihn damit zu blenden.

Lehrte er ein Schwert euch führen,
Ließt ihr's ihn am ersten spüren.

Zog er aus, dem Tag ein Richter,
Halft ihr herrlich dem Gelichter.

Doch er ließ euch zum Gedächtnis
Seines Werkes hehr' Vermächtnis.

Hegt es treu, wenn als Versöhnter
Schlummern soll ein Dorngekrönter!

Als dieses Gedicht im Jahre 1860 veröffentlicht wurde, erregte es Aufsehen, und man wußte nicht, wer der Namenlose sei, dessen Verkennung Ibsen so nahe ging, und dessen Gedächtnis er nun in diesen kurzen, kräftigen Versen verherrlichte.

Später stellte es sich heraus, daß das Gedicht aus Anlaß von Johann Ludwig Heibergs Tod geschrieben war.

Ibsen war seiner Jugendliebe zu dem dänischen Dichter und Kritiker treu geblieben.

Eine Etikettenfrage*)

Es war in Rom in den achtziger Jahren.

Die Prinzen Karl und Oskar waren eben dagewesen, und man hatte ihnen in unserm skandinavischen Verein ein Fest gegeben. Wir hielten alle sehr viel von den jungen Prinzen, die so keck und natürlich waren; besonders gewann Oskar (der spätere Prinz Bernadotte) die Herzen durch seine schlichte, seemännische Geradheit . . . Wir saßen nun in Ibsens Heim beim Tee und sprachen von dem Fest, das als Ganzes wohl geglückt war.

„Die Bernadottes sind sehr liebenswürdig," sagte der jüngste der Gäste, „und sie besitzen eine Bildung und einen Kunstsinn, worum andre Fürsten sie beneiden können. Und doch ist etwas an ihnen, das mir nicht recht gefällt."

„Was kann das sein?"

„Daß sie alte, vornehme Norweger duzen, wenn sie mit ihnen sprechen, das klingt so respektlos, will mir scheinen — und die betreffenden Norweger können sich nur dadurch gedemütigt fühlen."

Ein Gerücht, das sich über die ganze Kolonie verbreitet hatte, wollte wissen, daß Prinz Karl in seiner kurzen Unterredung mit Ibsen unter anderm gesagt hatte: „Woran schreibst du jetzt?" und daß Ibsen im selben Augenblick sich mit einer tiefen Verbeugung entfernte, so daß der Prinz allein mitten im Zimmer stehen blieb.

---

*) Geschrieben vor der Auflösung der Union.

„Natürlich weiß ich, daß sie es nicht böse meinen,“ fügte der jüngste hinzu, „im Gegenteil, sie wollen nur eine freundschaftliche Gesinnung an den Tag legen . . . Vielleicht haben sie etwas davon gehört, daß unsere norwegischen Bauern ‚du‘ zu allen sagen, Hohen und Niedrigen (ist das doch das englische ‚you‘!), und bilden sich ein, daß sie durch so eine vertrauliche Anrede einer unsrer alten Nationaleigentümlichkeiten entgegenkommen und recht populär werden.“

Ibsen antwortete nicht, sah jedoch unzufrieden aus.

„Mögen die Motive sein, welche sie wollen, Tatsache ist, daß eine Anrede dieser Art anstößig wirkt,“ sagte ein alter Herr der Gesellschaft. „Wenn die Bernadottes die Stimmung in Norwegen besser kennten und die von Dänemark ererbten geselligen Formen, so würden sie eine solche Unsitte haben fallen lassen . . . Sie hat oft böses Blut gemacht. Ein norwegischer Militärattaché, den ich einmal in Paris traf, erzählte mir, er sei zugegen gewesen, als ein alter General aus der Gegend nördlich vom Dovrefjeld dem König vorgestellt wurde, dem er merkwürdigerweise vorher nie begegnet war. Der König sagte auf seine freundliche Art etwa Folgendes: ‚Das ist wohl das erste Mal, daß du und ich einander sehn.‘ Der alte General wurde rot unter seinen weißen Haaren, als wäre ihm eine Kränkung zugefügt worden, und verbeugte sich tief, sehr tief; aber die jungen Leutnants in der Nähe fühlten sich ganz unglücklich bei der Situation, — der König jedoch ahnte nichts.“

„Ja, man kennt ja eine ähnliche Geschichte von

dem alten Staatsrat Riddervold," bemerkte ein andrer der Gäste. Er sagte einmal zum Könige, der ihn stets duzte: Ich möchte mir erlauben, Ew. Majestät darauf aufmerksam zu machen, daß Ihr seliger Vater stets ‚Sie' zu mir gesagt hat."*)

Man mußte über den alten Staatsrat, der so streng auf seine Würde hielt, lächeln.

Endlich kam Ibsen mit seiner Meinung heraus.

„Es muß immer als Auszeichnung betrachtet werden, wenn der König du zu einem Untertanen sagt . . . Er weiß recht gut einen Unterschied zu machen . . . So sagt er niemals du zu einem schwedischen Lakai oder untergeordneten Funktionär, nur zu hervorragenden Männern, denen es geglückt ist, seinen Respekt und sein Vertrauen zu gewinnen."

Es entstand eine Pause, Ibsens Worte lieferten Stoff zum Nachdenken.

„Wunderbar bleibt es trotzdem," sagte dann der Jüngste des Kreises, „daß, während der alte deutsche Kaiser zu seinen Untertanen sagt: ‚Sie, mein Herr', der französische Präsident: ‚Vous' und ‚Monsieur', daß

---

*) Den Schweden fällt es schwer, eine passende Anredeform zu finden, und darum geben sie einem immer den Titel, wenn man einen hat.

Das schwedische Wort „Ni" (Ihr) ist nicht fein genug, es wird meist Untergebenen gegenüber gebraucht. „Du" ist zu intim, und das Zwischending, unser „Sie", fehlt in der Sprache. Die gebildeten Schweden in Rom, die beständig mit Norwegern und Dänen verkehrten, adoptierten auch sofort das dänische „Sie", das für alle Teile so bequem ist.

dann unsere Bernadottes, die erst vor kurzem ihren Platz in den Reihen der Fürsten eingenommen haben, einen ohne weiteres duzen . . . Was sie damit erreichen wollen, ist mir ein Rätsel —"

Niemand antwortete. Frau Ibsen suchte nun dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, sie erzählte, daß sie an demselben Tage in der benachbarten Kirche, St. Andrea delle Fratte, gewesen sei, wo Angelika Kauffmann begraben liegt, und eine „so prächtige Messe" gehört habe. Aber es glückte ihr nicht; man fuhr fort, die wenig interessante Etikettenfrage zu diskutieren.

„Darf ich fragen, ob Sie, Herr Ibsen, mit unserm jetzigen König auf dem Duzfuße stehen?" fragte der alte Herr.

„Ja, — das heißt," erwiderte Ibsen etwas verwirrt, „der König sagt du zu mir, aber — —"

„Aber du sagst es nicht zu ihm. Es besteht also keine Gegenseitigkeit," warf der junge Ibsen ein, der sich selten in die Unterhaltung mischte und in der Regel als stummer, scharfer Beobachter in einer Ecke saß.

„Natürlich, — das ist selbstverständlich, mein Junge —"

„Aber dann ist ja kein Staat damit zu machen," meinte der junge Ibsen und versank wieder in sein Schweigen.

„Übrigens war das Verhältnis zu Karl dem Fünfzehnten anders, das war eine gemütliche Künstlernatur," fügte Ibsen hinzu. Der König trank, wenn er gut gelaunt war, mit allen guten Bekannten

Duzbrüderschaft — und sie sagten wieder du, auch Ibsen.

Und der Dichter schilderte uns schließlich einige unvergeßliche Abende, die er als Gast bei dem lebensfrohen, ritterlichen König im Schloß zu Stockholm verbracht hatte, zusammen mit ein paar Künstlern.

Alle steife Etikette war hier verbannt; hier gab es keine Majestät, nur eine Versammlung froher Künstler, die einander schätzten und hochhielten, — und der Fröhlichste von allen war der König selbst, der in seiner Person den Maler und Dichter vereinigte.

Ja, die Stimmung stieg recht hoch, man lachte, trank Champagner und erzählte sich amüsante Geschichten, die nicht immer für prüde Ohren bestimmt waren, — und Mitternacht war längst vorüber, ehe man von dem hohen Gastgeber die Erlaubnis zum Aufbruch bekam.

Über Ibsens Gesicht lag etwas Strahlendes, während er bei diesen festlichen Erinnerungen verweilte. Ich verstand jetzt, daß er persönlich Karl XV. sehr verehrt und sein schönes Gedicht „Ohne Namen" sowohl dem Freunde, wie dem Fürsten gewidmet hatte:

„Will dem Ritterlichsten senden
Dieses Lied, das ihn nicht nennt.
An den Helden soll sich's wenden,
Dem in den gebundnen Händen
Heiß das Schwert, und ohne Enden
Schmerz in Haupt und Seele brennt.
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Märtyrtum im Purpurkleide,
Stumme Qual, gehemmten Drang,
Blumen, Früchte, elend beide
Hingestreckt vom Wetterneide,
Traum, erwacht zum Lebensleide,
Flocht zum Kranze ihm mein Sang."

Von diesem Gedicht glaubte übrigens ein dänischer Kritiker in drolligem Mißverstehn, daß Ibsen es — an sich selber gerichtet habe. —

Dann klingelte es plötzlich im Entree — mit eigentümlichem, nervösem Ruck.

„Wer kann da noch so spät kommen?" fragte Ibsen.

„Wahrscheinlich ist es Frau Collett," sagte die Hausfrau. „Du weißt, daß man im Hotel so spät von der Table d'hote aufsteht." Und sie eilte hinaus, um den berühmten Gast zu empfangen.*)

Einen Augenblick darauf trat Frau Camilla lautlos und graziös in den Salon, ihren Fächer wie ein Szepter über unsre Köpfe schwingend, — und das Gespräch glitt sofort, wie von selbst, in ein neues Geleise.**)

*) Gemeint ist die norwegische Schriftstellerin Camilla Collett.

**) Nachdem diese Skizze niedergeschrieben war, hat ein berühmter Landsmann mir mitgeteilt, wenn der König du sage, so sei das von seiner Seite herzlich wohlgemeint. Der König betrachte sich als Vater des Landes, — und ein Vater sage ja immer du zu seinen Kindern.

Ibsen als Regisseur

Wenn Ibsen mit lächelnder Geringschätzung von Goethes Leitung des Weimarer Theaters sprach, dachte ich oft: Wie mag er wohl selbst als Regisseur gewesen sein? War er im Grunde für diese Stellung geeigneter als Goethe, war es nicht eher ein Zufall, ein augenblickliches Verlangen nach einem Lebensunterhalt als spezielle Begabung nach dieser Richtung hin, was ihn dazu bestimmte, die schwierige und undankbare Aufgabe eines Regisseurs auf sich zu nehmen?

Durch Ole Bulls Vermittlung wurde Ibsen an die neue Bühne in Bergen berufen, an der er ungefähr sechs Jahre lang wirkte.

Wir haben allen Grund zu glauben, daß es Ibsen, besonders im Anfang, an der erforderlichen Erfahrung und Autorität gefehlt hat. Er war damals erst etwas über zwanzig Jahre und kannte wenig oder nichts von Theaterangelegenheiten.*)

Die Theaterdirektion hoffte aber, daß er sich mit der Zeit entwickeln werde, und bewies ihr Vertrauen

---

*) „Mit einer ziemlich leichten dramatischen Bagage reiste Ibsen nach Bergen," schreibt Halvorsen in seinem Artikel über Ibsen im Dichterlexikon. Die Bergener Kritiker griffen ihn auch stark an und beschuldigten ihn der „Unwissenheit" und „Unreife" auf dem Gebiet der Kunstkritik. Diese Bergener Kritiker mit dem Gymnasiallehrer Paul Stub an der Spitze waren jedoch alle recht mittelmäßig und unkundig.

zu Ibsen dadurch, daß sie ihm aus der Theaterkasse eine kleinere Summe für eine Reise ins Ausland bewilligte, damit er dänische und deutsche Theaterverhältnisse studiere.

Ibsen ist während seines langen Aufenthaltes in Bergen gewiß mehr damit beschäftigt gewesen, für die Bühne zu schreiben, als die Schauspieler anzuleiten, — dichtete er doch in jener Periode „Das Fest auf Solhaug", „Olaf Liljekrans", „Die Herrin von Oestrot", „Nordische Heerfahrt".

Wir dürfen auch nicht vergessen, daß es mit zu seinen Verpflichtungen gehörte, als er den Posten übernahm, von Zeit zu Zeit — womöglich jedes Jahr — dem Theater eine dramatische Arbeit zu liefern.

Auf den Proben war Ibsen sehr aufmerksam. Er beobachtete die Schauspieler genau, — keine unrichtige Geste, keine falsche Betonung entging ihm, — aber er gab ihnen selten einen Rat. Er war den Künstlern des Theaters gegenüber bescheiden und reserviert, vielleicht in höherm Grade, als es zu seiner Stellung paßte.

Mein alter Lehrer und Freund, Hermann Läding, den die Direktion Ibsen schließlich an die Seite stellte, vielleicht, weil sie glaubte, daß er eine Hilfe brauche, erzählte mir oft von seiner Theaterzeit und seinem Zusammenarbeiten mit Ibsen.

Ein eigentliches Zusammenarbeiten wurde es nicht, denn sie waren meist uneinig und gingen jeder seinen Weg. Läding war der Ältere und Reifere und hielt auf seine Autorität, Ibsen war, wie die Jugend es

zu sein pflegt, heftig und aufbrausend. Und es endigte dann auch damit, wie ich in meinen „Erinnerungen" mitgeteilt habe, daß der heißblütige Ibsen Låding forderte.*)

Soweit ich Låding verstand, fehlte Ibsen, dem großen Träumer, die praktische Handhabe für die Dinge. Er verstand es nicht, die Brücke zu schlagen von der Welt der Phantasie hinüber zu der nüchternen, maschinenmäßigen Wirklichkeit hinter den Kulissen.

Ibsen machte sich seine Aufgabe jedoch keineswegs leicht. Er, der stets so gewissenhafte Mann, war es auch als Regisseur, was wir den langen, eingehenden Briefen über Theaterangelegenheiten entnehmen können, die er der Direktion in Bergen von seiner kleinen Stipendienreise übersandte, — und nicht zum wenigsten einem Buch, betitelt „Regielisten und Bühnenarrangements", aus dem Archiv des Theaters. (Es wird jetzt wie ein Heiligtum in der öffentlichen Bibliothek von Bergen aufbewahrt, deren liebenswürdige Bibliothekarin, Fräulein Platow, es mir zur Durchsicht geliehen hat.)

Es interessierte mich lebhaft, in diesem seltnen, alten Buche zu blättern; das Bühneninterieur jedes Stückes ist, manchmal auch koloriert, darin eingezeichnet und der ganze Szenenverlauf in Ibsens schöner, zierlicher Handschrift niedergeschrieben: von welcher Seite

*) In späteren Jahren, wenn ich Ibsen traf, sprach er immer wohlwollend von Låding, er sandte ihm auch ein Exemplar von „Peer Gynt" mit ein paar liebenswürdigen, anerkennenden Worten.

man aus- und einging, welche Stellung man einzunehmen hatte u. s. w. Auch die zu jeder Szene nötigen Requisiten sind genau verzeichnet.

Von Bergen kam Ibsen nach Christiania, wo er eine Reihe von Jahren am Theater tätig war. Aber auch hier griff er nicht mit souveräner Hand in die Leitung ein; meist war er der passive Zuschauer.

Während meines Besuchs in der Hauptstadt fragte ich mehrere von den ältern Schauspielern und Schauspielerinnen, die seinerzeit mit Ibsen zusammengearbeitet hatten, u. a. Frau Laura Gundersen, wie Ibsen als Regisseur sei, — ob sie überhaupt etwas von ihm gelernt hätten.

Die Antwort war in der Regel die gleiche: „Er sah uns nur an, — er sagte nichts.“

Daß Ibsen jedoch gelegentlich seine Herzensmeinung auch aussprechen konnte, besonders, wenn es seinen eignen Stücken galt, das bezeugen die Zurechtweisungen, die er Frau Gundersen wiederholt gab, obwohl er sie doch so sehr bewunderte: zuerst in den „Kronprätendenten“, wo sie in einer Szene in einer unmöglichen Tracht auftrat, und dann in der „Herrin von Oestrot“, wo sie beständig den Namen Gyldenlöve mit Löwenskjold verwechselte.

Über Ibsen als artistischen Direktor schreibt Frau Lucie Wolf in ihren „Lebenserinnerungen“:

„Ich erinnere mich seiner als eines scheuen, merkwürdig schweigsamen Mannes, den ich in weiter Entfernung von uns allen stehen sah, eines Menschen,

dessen Wesen einem keine Lust einflößte, recht vertraulich oder intim mit ihm zu reden. Er war ja stets freundlich und höflich, aber auf eine Art, die mich wünschen ließ, recht schnell mit dem fertig zu werden, wonach ich zu fragen hatte. Von irgend einer Instruktion im Sinne Björnsons war keine Rede. Ich wenigstens hatte Angst vor ihm. Stets hüllte er sich in einen großen Mantel; und näherte man sich ihm, so zog er sich zurück und versteckte sich, wie eine Schnecke in ihr Haus kriecht.

Ich entsinne mich, daß mich einmal jemand bat, über eine Probe, die wir haben sollten, mit ihm zu reden. ‚Ich bedanke mich schön,‘ sagte ich, ‚geh selbst hin und frag ihn; siehst du nicht, wie er sich in seinen Mantel verkriecht? Und sieh doch mal, wie der nach allen Seiten strotzt! Das sind all die großen Gedanken, womit er schwanger geht! die sitzen da drin und sind bereit, den Mantel zu sprengen und in die Welt zu fliegen.‘

Einen großen Fehler hatte er; er war zu zufrieden mit allem, was wir leisteten, und das war ja doch manchmal recht mäßiges Zeug. Es konnte nicht daher kommen, weil er es nicht verstand; eher war es eine Art von Lässigkeit oder Galanterie, besonders den Damen gegenüber, die er durchgehends ausgezeichnet fand.“

Ibsen besetzte auch die Rollen recht falsch, so erzählt die hervorragende Schauspielerin.

So bestimmte er, daß sie die Sigrid spielen sollte, Skule Jarls Schwester in den „Kronprätendenten“,

eine tragische Rolle, die dem heitern Naturell der Künstlerin völlig fern lag. Frau Wolf protestierte aus Leibeskräften, aber es nützte nichts. Ibsen sagte, sie müsse die Rolle spielen. Auf den Proben ging es jedoch so schlecht damit, — ihr Mann stand in der Kulisse und lachte laut über ihre Unnatur und ihr falsches Pathos, — daß sie Ibsen nochmals anbettelte, von dieser für sie ganz unmöglichen Rolle befreit zu werden.

„Das ist nicht wahr," erwiderte Ibsen ärgerlich, „Sie sind gut in der Rolle."

Frau Wolf sah ihn bloß an, brach in ein Gelächter aus und sagte: „Oh, Gott helfe Sigrid, Ihnen und mir! Sie tun da etwas, wofür wir alle drei wohlverdiente Prügel bekommen. Es ist schade um mich."

Ibsen schwieg; doch als er ging, schien es Frau Wolf, als wäre im Rücken seines großen Mantels, vor Ärger über sie, eine mimische Bewegung entstanden.

Es kam auch zu einer dröhnenden Niederlage für Frau Wolf, d. h. bei den wenigen Kunstverständigen; das große Publikum nahm ihre Sigrid mit Beifall auf. Die Zuhörer kalkulierten nämlich so, erzählt die Künstlerin: „Ja, gut ist das ja nicht, aber wir müssen uns irren; denn der große Dichter hat ihr ja die Rolle selbst überwiesen und ist auf allen Proben dabei gewesen."

Als „Rosmersholm" in Christiania aufgeführt werden sollte, beging Ibsen einen ähnlichen Fehler, der verhängnisvoll werden sollte.

Die Rolle der Rebekka war wie geschrieben für Frau Gundersen, unsre große Tragödin, aber zum Erstaunen aller und zu Frau Gundersens größtem Kummer gab Ibsen die Rolle — Fräulein Reimers, einer liebenswürdigen Künstlerin, deren Fach das Komische ist, und die sich besonders als Grethe in dem Stücke „Die Liebe ohne Strümpfe" auszeichnet.

Die Aufführung litt natürlich darunter, und der verkehrten Rollenbesetzung wegen mußte Ibsens schönes, tieftrauriges Drama, das ein langes Leben verdient hätte, bald vom Repertoire verschwinden.

Bei der Premiere saß Frau Gundersen im Theater neben Frau Wolf. Plötzlich ergriff sie die Hand der Kollegin und flüsterte, bitterlich schluchzend: „Ach, Lucie, jetzt seh' ich erst, was ich aus Rebekka gemacht haben würde. O, ein wie großes Unrecht hat Ibsen mir zugefügt! Was habe ich ihm denn getan, daß ich so hart gekränkt werden soll?"

Trotz diesen einzelnen Mißgriffen hatte Ibsen im ganzen das feinste Verständnis für die Forderungen der Bühne; dem dramatischen Dichter par excellence lag das im Blute.

Wenn er auf den Proben die Fehler nicht verbesserte, so war daran meiner Ansicht nach nicht nur eine gewisse Schwere im Sichmitteilen schuld, vereint mit einer ausgeprägten Scheu, befehlend hervorzutreten, sondern besonders eine Art Lebensmüdigkeit, die ihn alles mehr oder minder gleichgültig finden ließ.

Ibsens Christianiaer Periode ist vielleicht die tristeste und kümmerlichste seines durchkämpften Jugendlebens — alles stand ihm damals entgegen.*)

Als Ibsens „Puppenheim" unter dem Titel „Nora" zum ersten Mal in München aufgeführt wurde, war Ibsen bei fast allen Proben zugegen. Ich hielt mich damals dort auf und wohnte der ersten Vorstellung bei.

Das Stück wurde im ganzen gut gespielt; — besonders Frau Ramlo, die Darstellerin der Nora, war ausgezeichnet, und nach der Vorstellung dankte Ibsen allen Mitwirkenden aufs wärmste.

Man mochte versucht sein zu glauben, daß es in Ibsens Augen eine Mustervorstellung war. Aber später, als ich privatim in Ibsens Wohnung mit ihm über die Aufführung sprach, die ich meinerseits sehr lobte, hatte Ibsen nicht wenige Einwände zu machen.

Nicht nur hätten einige der Schauspieler nur teilweise ihre Rollen verstanden, sondern er war auch unzufrieden mit der Farbe der Tapete in dem Wohnzimmer, sie liefere nicht die rechte, von ihm gewünschte Stimmung, — und sogar mit solchen Finessen kam er an, daß Nora nicht die richtigen Hände habe (ob sie zu groß oder zu klein waren, darauf besinne ich mich nicht mehr).

---

*) Ein Gerücht besagte, daß Ibsen, der fieberkrank und irr war, eines Nachts aus dem Bett auffuhr und im Hemde auf eine Brücke von Christiania sprang, von wo er versuchte, sich ins Wasser zu stürzen.

Wie schwierig muß es doch sein, einen Ibsen zufriedenzustellen, wenn er solche Details berücksichtigt!

Aber wir dürfen nicht vergessen, wie ich in meinen „Neuen Erinnerungen" erwähne, daß Ibsen in seiner Phantasie das Stück tausendmal hat spielen sehn, daß er jede Person genau kennt, ihr Aussehn und ihre Kleidung, ihre Haltung und Gesten, ihre Gewohnheiten und Angewohnheiten. So weiß er, ob Nora groß oder klein ist, blond oder brünett, ob sie langsam oder schnell geht, jede kleine Eigentümlichkeit an ihr hat er studiert und hat bemerkt, daß sie eine unruhige, fast wollüstige Bewegung mit den Schultern macht, wenn sie die verbotenen Makronen ißt.

Doch bei der Aufführung hat das von Ibsen in seinen intimsten Details ausgearbeitete Phantasiebild einen Kampf mit der krassen Wirklichkeit hinter der Rampe zu bestehen. Es ist ihm eine Qual, zu entdecken, wie die szenische Darstellung von der seiner Träume abweicht. Die Nora, die wie eine Lerche auf die Bühne hüpft, ist gut, recht gut sogar und erweckt die Begeisterung des Publikums, — aber *seine* Nora ist es nicht.

Für ihn ist die Illusion geschwunden. Der Schauspieler verwischt nur das Bild, das vor Ibsens Auge stand, anstatt ihm die rechten Farben zu geben.

Trotzdem wunderte es mich, daß Ibsen auf den Proben zu Nora die Mängel nicht selbst zu verbessern versucht hatte.

Wenn es nicht in seiner Macht stand, die Hände

der genialen Frau Ramlo umzuformen, so konnte er jedenfalls die Farbe der Tapete verändern lassen und die gröbsten Fehler bei den auftretenden Nebenpersonen berichtigen. Darum war er ja zugegen, — und die Schauspieler, die die größte Bewunderung und Achtung vor dem erwählten Dichter hegten, horchten ja begierig auf seine leisesten Andeutungen.

Während meines langen Aufenthaltes in München lernte ich mehrere der Künstler, die in Ibsens Stück beschäftigt waren, persönlich kennen.

So war ich mehrmals zu Gast bei Frau Ramlo (die damals mit dem Dichter Schneegans verheiratet war, und jetzt die Frau Michael Georg Conrads ist). Wenn sie auf ihre anmutige Art den Tee servierte, so betrachtete ich stets ihre Hände und wußte gar nicht, was Ibsen an ihnen auszusetzen fand, — in meinen Augen waren sie recht schön.*) In der Regel traf ich die Schauspieler im Café Maximilian, gegenüber dem Theater, wo die ersten Schauspieler, Opernsänger und Maler Münchens des Abends an dem sogenannten „Künstlertisch" zusammenkamen, der für sie reserviert war.

Ich erinnere mich noch so gut des ebenso liebenswürdigen wie hochbegabten Defregger, des unvergleichlichen Schilderers von Tirol (er fand sich freilich nur selten ein), Theodor Reichmanns, des großen Sängers,

*) Die wirkliche „Nora" hat wahrscheinlich ungewöhnlich große Hände gehabt, — und diese Eigentümlichkeit an ihr hat Ibsen nicht vergessen können.

des genialen Kainz, der damals mehr durch die Freundschaft, mit der der exzentrische König Ludwig ihn beehrte, als durch sein Talent bekannt war, des jungen, liebenswürdigen Ganghofer, der später einen angesehenen Namen als Dichter gewonnen hat u. s. f.

Als ich mit einem der Schauspieler davon sprach, wie Ibsen auf den Proben gewesen sei, sagte er, Ibsen habe weder gelobt, noch getadelt, sondern meist geschwiegen. Aber wenn sie sich schließlich erlaubt hätten, den hochverehrten Meister zu fragen, ob sie seine Intentionen getroffen, so habe er sie mit Komplimenten abgespeist, die mehr Ärger als Freude verursachten.

Denn sie empfanden, daß sie diese verschwenderische Anerkennung nicht verdienten. Wußten sie doch so gut selbst, daß sie in keiner Weise Vollkommenes leisteten, am wenigsten in einem Drama mit fremder Lokalfarbe, und sie wollten darum vom Meister so gern die rechte Auffassung lernen, wollten alle so gern „Ibsendarsteller par excellence“ werden.

Derselbe Schauspieler erzählte mir, vor meiner Ankunft in München sei das bekannte Fräulein Meyer in einem der älteren Stücke Ibsens aufgetreten (wahrscheinlich in der „Nordischen Heerfahrt“).

Ibsen war hinter den Kulissen anwesend, sagte aber wie gewöhnlich kein Wort. Die tüchtige Schauspielerin, die in dieser Rolle weniger glücklich war, wollte gern Ibsens Meinung erfahren und fragte am Schluß der Vorstellung gerade heraus, was er von ihrem Spiel halte. Ibsen erwiderte galant, sie sei unübertrefflich, und küßte ihr die Hand. —

Aber hat denn Ibsen gar keinen Einfluß auf die Schauspieler ausgeübt? wird man fragen. Gewiß, er hat sie indirekt durch die eigentümliche Art seiner Dichtung beeinflußt und nicht am wenigsten durch seinen Stil.

So bekennt der berühmte dänische Schauspieler Emil Poulsen in dem Ibsen gewidmeten Jubiläumsbuche der Zeitschrift „Samtiden“, er habe von unserm großen Dramatiker — Kürze und Knappheit gelernt.

„In der kurzen Spanne Raum und Zeit, worüber die Bühne verfügt, darf nichts überflüssig sein,“ sagte er, „nichts ohne Absicht, — nichts darf als unwesentlich die Illusion stören, — alles wird auf der Bühne gesehen und gehört.“

Ein Streit um Orden

Ibsen war schlecht gelaunt, wir sahen es gleich, als er zur Türe eintrat. Wir haben alle hier und da unsern Ärger, — und Ibsen hat wahrscheinlich an jenem Tage den seinen gehabt.

Still setzten wir uns an den Teetisch, und man hörte nur das Klappern der Tassen und Kannen, während die römische Dienerin servierte.

Endlich brach einer von der Gesellschaft das Schweigen. Das Thema aber, das er wählte, war wenig glücklich. Es betraf das Ordenswesen oder -unwesen, wie man es nennen will. Der Betreffende vergaß ganz, daß unser Wirt nicht nur dekoriert war, sondern daß er zu der Zeit, von der hier die Rede ist (Winter 1881 in Rom), Gefallen daran fand, „Commendatore" tituliert zu werden.*)

„Heute habe ich in ‚Fanfulla' eine Geschichte gelesen, die mich sehr amüsiert hat. Es ist ja kürzlich Hofball im Quirinal gewesen. Die Zeitung schreibt, daß, wenn einer, der auf dem Balle fremd war, wissen wollte, wer der König sei, er bloß all die besternten und uniformierten Kavaliere zu passieren brauchte, und in dem innersten Gemach würde er einen schlanken, grauhaarigen Mann mit einem großen Schnurrbart

---

*) Ibsen hatte damals keinen von den hohen norwegischen Orden, die ihm später verliehen wurden; nur einen türkischen Kommandeurstern vom Medschidje-Orden, den er bei der Eröffnung des Suezkanals als Gast des Khedive erhalten hatte.

sehen, in Frack und weißem Schlips, ohne Orden. Das und kein anderer wäre dann der König — Umberto von Italien."

„Ja, wir leben in einer merkwürdig demokratischen Zeit," sagte ein anderer, „wo die Fürsten es verschmähen, sich mit den Dekorationen zu schmücken, die zu tragen ihre Untertanen als Auszeichnung empfinden sollen."

Ibsen schwieg immer noch, doch seine Miene war unglückverheißend. Frau Ibsen suchte dem Gespräch eine andere, mehr neutrale Wendung zu geben, — jedoch ohne Resultat.

„Das kleine Dänemark ist übrigens das Land, das besonders verschwenderisch mit Orden umgeht. Sollen wir nach den Dänen urteilen, die sich zur Zeit hier in Rom aufhalten, so ist ja jeder zweite dekoriert. Ich bin neulich dem Professor X. aus Kopenhagen begegnet, der trug wahrhaftig eine ganze Ordenskette."

„Aber Professor X. ist ja Hofmaler", sagte ich ganz arglos, ohne jeden Gedanken, jemand verletzen zu wollen.

Ich wußte eben, daß Maler, die fürstliche Personen porträtieren, in der Regel dekoriert werden. Nach meiner Ansicht war das nichts besonders Bemerkenswertes.

Doch ich hätte im Augenblick nichts Schlimmeres sagen können. Es war der Tropfen, der den Zornesbecher überlaufen ließ.

Ibsen, der die früheren Redner nicht anzugreifen

gewagt hatte, weil sie beide bejahrt waren, wandte sich jetzt wütend mir zu.

„Was meinen Sie?“ rief er und schlug auf den Tisch. „Heraus mit der Sprache! — Glauben Sie vielleicht, ich wäre Hofdichter, wie Herr X. Hofmaler ist?“

Wie gelähmt schwieg ich still.

„Aber das ist nicht das erste Mal, daß Sie mit Andeutungen auf meine Orden kommen; ich bitte, mich in Zukunft damit zu verschonen ... Übrigens begreife ich nicht, warum gerade Sie sich so mit der Ordensfrage beschäftigen ... Sie werden kaum je in die Versuchung kommen, daß Ihnen ein Orden angeboten werden wird.“

Durch eine Ironie des Schicksals trat die Versuchung dennoch in jenen Tagen an mich heran. Mein Schauspiel „Falkenström und Sohn“ machte eben die Runde über die deutschen Theater. Der Übersetzer, Kammerrat Emil Jonas in Berlin, schrieb mir, er habe sich erlaubt, ein in roten Samt mit Gold gebundenes Exemplar des Schauspiels dem Großherzog von Sachsen-Weimar zu senden, dieser habe die Gabe „sehr gnädig“ aufgenommen und dem Kammerrat in seinem Dankschreiben bemerkt, er gedenke, das Stück aufführen zu lassen; es werde ihm lieb sein, die persönliche Bekanntschaft des jungen Dichters zu machen.

Kammerrat Jonas fügte hinzu, der Wunsch des Großherzogs müsse als Befehl angesehen werden, und unverzüglich solle ich nach Weimar fahren, wo ich bei Hofe eingeführt und aller Wahrscheinlichkeit nach einen sächsischen Orden erhalten werde ꝛc.

Ich reiste nicht. — Erst viele Jahre danach kam ich in die Stadt Goethes, — diesen Besuch habe ich in meinen „Erinnerungen" geschildert, — jedoch ohne bei der ebenso liebenswürdigen wie kunstsinnigen Fürstenfamilie eine Audienz nachzusuchen.

Aber zurück nach Rom und zu dem Ordensstreit Als Ibsen jene spöttischen Worte sagte, mußte ich eines Abends in München vor ein paar Jahren gedenken, der einen rechten Gegensatz zu diesem bildete.

Ibsen war in strahlender Laune, und wir andern auch. Ibsen entwarf uns mit dichterischer Glut eine Schilderung seiner ägyptischen Reise. Wir sahen Frankreichs schöne Kaiserin gleich einer neuen Kleopatra den Nil hinauffahren, und wir hörten von dem merkwürdigen Geschenk des Khedive an Ibsen, einem kleinen Negermädchen, „der schwarzen Kebsfrau", wie Ibsen sie nannte, indem er seine Gattin schelmisch dabei ansah.

Als Ibsen den Khedive erwähnte, erinnerte ich mich, daß dieser Ibsen einen ägyptischen Orden verehrt hatte; und ich sagte: „Es würde amüsant sein, wenn man gelegentlich Ihre Dekorationen zu sehen bekäme, Herr Ibsen, besonders die, die aus dem Lande der Krokodile und Sphinxe kommen, — das muß etwas sehr Schönes sein."

Ibsen war ganz Lächeln und Liebenswürdigkeit und wollte sofort aufstehen, um sie zu holen. Frau Ibsen meinte, es habe keine solche Eile, wir könnten bis nach dem Essen damit warten. Ibsen hörte jedoch nicht auf sie, er verschwand und kam gleich darauf mit

einer Reihe kleiner eleganter Etuis zurück, die ich öffnete und bewunderte. Juwelierarbeit hat mich stets interessiert.

Und damit war die Sache nicht zu Ende. Ibsen, der, wie gesagt, seinen guten Tag hatte, hängte mir das Kommandeurkreuz um den Hals und steckte mir „Olaf", „Danebrog" und „Wasa" an die Brust. Dann führte er mich zum Spiegel, damit ich sehen solle, wie strahlend ich mich in meinem neuen Schmuck ausnehme, und er sagte schließlich lächelnd, indem er eine scherzhafte Verbeugung vor mir machte: „All das werden Sie auch mal bekommen."

Seine Worte haben sich in mein Gedächtnis eingebrannt, als wären sie gestern gesagt worden.

Nach Ibsens unerwartetem Überfall saß ich still da, ohne etwas zu meiner Verteidigung sagen zu können. Meine große Ehrfurcht hielt mich auch davon ab ... Dann erhob ich mich — die Situation war allzu peinlich — und ging in den Salon. Frau Ibsen, die stets liebenswürdige Wirtin, rief mir nach, ich könne doch unmöglich schon satt sein, ich müsse mehr essen &c.

Eine Weile danach standen auch die andern auf und kamen zu mir herein. Das Ungemütliche der Situation war noch ebenso groß. Ibsen fühlte jetzt jedoch, daß er zu weit gegangen sei, und versuchte es wieder gut zu machen, indem er mir ein paar freundliche, halb entschuldigende Worte sagte ...

Am Abend trennte ich mich freundschaftlich von Ibsens, — Frau Ibsen hatte alles getan, um den

peinlichen Eindruck zu verwischen, — aber es saß doch noch ein Stachel in meiner Seele.

Am folgenden Tage reiste ich nach Neapel. Ich hatte das Gefühl, daß es jetzt vorläufig das beste sei, außerhalb Roms und des dortigen skandinavischen Kreises zu atmen. Zuvor sandte ich jedoch Frau Ibsen, die für mich als Repräsentantin des „Ewigweiblichen“ über den Parteien stand, ein Bukett Veilchen zum Abschied.

Als ich nach Verlauf von ein paar Wochen Mitte Mai in mein Logis in der Via Rosella zurückkehrte, fand ich die freundlichste Einladung von Ibsens vor, zusammen mit ihnen den Grundlovs-Tag zu feiern — den 17. Mai 1881 —, der dadurch so bemerkenswert wurde, daß am gleichen Tage in Christiania die Wergeland-Säule enthüllt wurde, und daß wir das Glück hatten, Wergelands Schwester, Camilla Collett, in unserer Mitte zu haben.

Bevor ich an dem Feste teilnahm, ging ich am Vormittag auf den Korso und suchte Ibsen in dem Café auf, wo er allein zu sitzen und seine Zeitungen zu lesen pflegte. Es schien mir, daß wir uns privatim auseinandersetzen müßten, ehe wir uns bei dem offiziellen Fest in seiner Wohnung begegneten.

Ein wenig furchtsam näherte ich mich seinem Tisch; ich wußte ja, daß er an diesem Ort nicht gerne gestört wurde.

„Ich hoffe, daß Sie unsern kleinen Streit vergessen haben,“ sagte ich.

Ibsen war die Liebenswürdigkeit selbst; er sprang

auf, drückte mir herzlich die Hand und bat mich, nicht mehr von der Bagatelle zu reden. Und schließlich lud er mich ein, neben ihm Platz zu nehmen und einen Wermut mit ihm zu trinken . . . Das mußte als große Ehre gelten, wenn man, wie ich, mit Ibsens Gewohnheiten vertraut war.

Es ist gewiß das einzige Mal gewesen, daß ich Ibsens Gast in seinem Stammcafé war.

Und so endete diese Geschichte, die so unerfreulich begonnen hatte, in völliger freundschaftlicher Harmonie.

Ibsen und Goethe. Ibsen und die Kritik

Hat Goethe Ibsen beeinflußt? Die Frage ist beinah überflüssig. Wer von den modernen Dichtern ist dem dämonischen Einfluß des großen deutschen Magiers entgangen? Wie Goethe zu Shakespeare aufsah*), so hat Ibsen Goethe studiert, und nicht ohne Ertrag.

Ibsen sprach selten von Goethe, dem er so viel Dank schuldig war; doch wenn er ihn nannte, geschah es immer mit Bewunderung. Für Goethes merkwürdige Erotik, die sich bis in die Greisenjahre erstreckte und ihm so viele Streiche spielte, hatte der korrekte Ibsen freilich wenig Sympathie. Die Deutschen neigen ja dazu, jede Äußerung des starken Goetheschen Trieblebens in etwas Heiliges und Ideales zu verwandeln, in „eine große, reine Liebe", und ihre Verherrlichung der Schwächen des Dichters kann herausfordernd wirken.

Als jemand in Ibsens Gegenwart mit dergleichen Redensarten über Goethe kam, erhielt er nur die lakonische Antwort: „Der — Bock!"

Besonders in „Peer Gynt" wird man Spuren des Goetheschen Einflusses finden („Faust"), nicht nur in der Wahl der Form, dieser gereimten Prosa, die der Umgangssprache so nahe kommt, und die von ein-

---

*) In Goethes Gesprächen mit Eckermann nennt er Shakespeare „ein Wesen höherer Art, zu dem ich hinaufblicke, und das ich zu verehren habe."

geflochtenen lyrischen Stellen unterbrochen wird, sondern auch in der Komposition selbst.

An einem Sommerabend in Berchtesgaden, als Ibsen und ich in der Landvilla zusammensaßen (Frau Ibsen und ihr Sohn waren in Norwegen) und über das schöne, grünbekleidete Tal hinsahen, mit den hohen Felsen im Hintergrunde, die alle von dem imposanten, schneebedeckten Watzmann überragt wurden, da kam das Gespräch auf Goethe und seine Leitung des Weimarer Theaters, die Ibsen wenig zeitgemäß fand. Es sei gewesen, als wollte der alte, formelle und herrschsüchtige Geheimrat das lebendige Leben von der Bühne ausschließen und durch leere, akademische Regeln ersetzen. So erzähle man ja von ihm, daß er bei den Proben mit einem Taktstock in der Hand dagesessen und die Rezitation wie einen musikalischen Vortrag eingeübt habe.

Ibsen kam auch auf Goethes Frau zu sprechen, die arme, verketzerte Christiane Vulpius, und meinte, sie habe wohl ihre Fehler gehabt, sei jedoch in verschiedner Hinsicht unterschätzt worden.

An demselben Tage hatte ich in Ibsens „Gedichten“ gelesen, und ich vertraute ihm nun an, da er so gut gelaunt war, daß eines darunter mir viel Kopfzerbrechen verursacht habe, — ja, ich könne es gar nicht verstehn.

Es war das Gedicht „Die Schlucht“, das während des Aufenthaltes in Italien, in den Jahren 1864 bis 65, geschrieben worden ist, und das so lautet:

Schwer zog es auf; die Wolke brach,
Und durch die Schlucht ein Fluß hinsprach.

Jemehr des Wetters niederfloß,
Jemehr er sang und braust' und schoß.

Es zog vorüber; Wind stand auf;
Zum Bache schmolz des Flusses Lauf.

Leis flüsterte Regenbogenstaub,
Hell raschelten Perlen übers Laub.

Ein Hundstag, heiß — und trocken, stund,
Wie einst, der Waldschlucht steiniger Grund.

Der Klang nur blieb: Leis flüsterte Staub,
Hell knickte Reisig, raschelte Laub.

Wie Nachklang, wie's hier einst gelärmt.
Hab' selbst dort eines Nachts geschwärmt.

Ibsen war trotz meiner dringenden Bitte durchaus abgeneigt, mir irgend eine Aufklärung zu geben. Er erwiderte, ein Gedicht, das etwas tauge, erkläre sich selbst, und ich müsse auf eigene Faust den Sinn herausfinden. Doch als er meine mutlose Miene bemerkte, fügte er mit einem Lächeln hinzu:

„Übrigens kann ich mit Goethe sagen, den man über eine dunkle Stelle befragte, deren Bedeutung er vergessen oder in die er nie einen tiefern Sinn hatte hineinlegen wollen: Es wird schon der eine oder andre Kommentator kommen, der mir erzählt, was ich eigentlich damit gemeint habe."

Bis auf den heutigen Tag ist mir das kleine Gedicht unverständlich geblieben, obwohl ich es oft durchgelesen habe. Aber man kann sich ja denken, daß der Dichter einmal für Ideale geschwärmt hat, die er bei näherer Prüfung beiseite werfen mußte, daß er in eine Nachromantik verstrickt war, die sein Verstand ververurteilte, von der sein Herz jedoch einen lieblichen Nachhall bewahrte . . .*)

Ibsen ergriff die Gelegenheit, um mich davor zu warnen, Dunkelheiten in seiner Dichtung da zu suchen, wo gar keine vorhanden seien. Die Kritik sei überhaupt so bereit dazu, überall, in jedem Wort, jeder Handlung einen doppelten Boden, versteckte Symbole finden zu wollen, anstatt sich schlechtweg an das geschriebene Wort zu halten.

Und Ibsen erzählte mir mehrere Beispiele dafür, wie sich die Kritiker, selbst die klügsten, irren können.

„Ein Puppenheim" beginnt, wie bekannt, damit, daß Nora in Begleitung eines Dienstmannes, der einen Weihnachtsbaum trägt, auf die Bühne kommt. Nora nimmt das Portemonnaie hervor und gibt dem Dienstmann, der 50 Öre für seine Arbeit verlangt, eine ganze Krone, mit den Worten:

„Es ist eine Krone, behalten Sie das Ganze!"

Wenn diese Szene etwas charakterisieren soll, so

---

*) Spätere Bemerkung. Ibsen hat hier wahrscheinlich an unfruchtbare Künstlernaturen gedacht, die zum Schaffen äußerer, begeisternder Ereignisse bedürfen, und die in Leere versinken, wenn jene ausbleiben. Vergl. das Gedicht: „In der Bildergalerie".

muß es der Mangel der gedankenlosen kleinen Frau an ökonomischem Sinn sein, nichts andres.

Aber nun höre man, was ein schwedischer, nach Symbolen suchender Kritiker hineinlegt!

Daß Nora dem Mann eine ganze Krone anstatt 50 Öre bezahlt, hat eine hohe, verborgene Bedeutung. Schon hier in der ersten Szene offenbart sich die tiefe Symbolik des Dichters. Er deutet auf das Verhältnis der Arbeit zum Kapital hin, Nora ist im Grunde Sozialistin. Daß sie dem Dienstmann so viel gibt, beweist aufs deutlichste, daß sie eine Teilung zwischen Kapitalist und Arbeiter wünscht . . .

Ibsen lachte nicht schlecht, als er sich diese Kritik ins Gedächtnis zurückrief.

In „Kaiser und Galiläer“ hatte Ibsen für eine der weiblichen Figuren des Stückes den Namen Makrina gewählt; er hatte ihn in einem alten Buche gefunden und meinte, der Name habe einen passenden, fremdartigen Klang.

Und nun kam die Kritik und erzählte ihm, hier sei wieder ein Rätsel versteckt. Makrina sei griechisch und bedeute die „Weitblickende“. Wie tiefsinnig und gedankenweckend! Welche Perspektiven eröffneten sich der Phantasie! Nur ein Ibsen konnte so etwas ausdenken. — Der Weitblickende!

Interessant ist es, diese vertraulichen Äußerungen über die Kritik mit dem zu vergleichen, was Doktor Rubek, der nicht wenige Züge von Ibsens eigner Physiognomie hat, über dasselbe Thema in „Wenn wir Toten erwachen“ sagt: „Sie weiß nichts, sie ver-

steht nichts." Und als die kleine Frau Maja einwendet, daß sie „dann jedenfalls etwas ahne", lautet die Antwort:

„Was gar nicht vorhanden ist, gewiß. Was mir nie im Sinn gelegen hat. Darüber verfallen sie in Entzücken! Es ist nicht der Mühe wert, sich für den Mob abzurackern."

Ich kam auf Ibsens Gedichte zurück, die mich so sehr fesselten. „Verwicklungen" ist vielleicht das bemerkenswerteste aus der ganzen Sammlung; es gibt einem viel Stoff zum Nachdenken. Als ich Ibsen wegen dieses Gedichtes meine Komplimente machte, erwiderte er warm:

„Es ist auch eins von den wenigen, auf die ich stolz bin."

Er hat ein Recht, stolz darauf zu sein. „Verwicklungen" ist ebenso sinnreich wie originell, ein Meisterstück in seiner Art.

Von dem Gedicht „Ohne Namen", das Karl XV. gewidmet und nach Ibsens Zusammensein mit ihm im Jahre 1869 geschrieben worden ist, und das auf den gescheiterten Plan des Königs hindeutet, Dänemark im Jahre 1864 zu Hilfe zu kommen, von diesem Gedicht erzählte mir Ibsen, ein dänischer Kritiker habe es so aufgefaßt, als habe Ibsen es — an sich selbst gerichtet, und von diesem Standpunkt aus habe der Kritikus es kommentiert. Zu welchen überraschenden Schlüssen er dabei kommen mußte, kann sich jeder selbst sagen. Das Gedicht beginnt ja mit den folgenden Zeilen:

„Will dem Ritterlichsten senden
Dieses Lied, das ihn nicht nennt.
An den Helden soll sich's wenden,
Dem in den gebundnen Händen
Heiß das Schwert — —"

„Der Rezensent hat Ihnen nicht viel Bescheidenheit zugetraut," sagte ich lachend zu Ibsen, „dafür macht er Sie recht streitlustig und gibt Ihnen ein Schwert in die Hand."

Ibsen lachte mit. Er wurde im Augenblick ganz heiter, indem er sich dieser „Spekulationskritiker" erinnerte.

Dann kamen wir wieder auf Goethe zu sprechen.

Ich könne Goethes zusammengesetzten Charakter nicht recht begreifen, sagte ich. Im Grunde sei er dem Äußern, wie seinem Wesen und seinen Gewohnheiten nach recht wenig deutsch, — und vielleicht bewunderten ihn seine Landsleute gerade deshalb so sehr. Er gleiche mehr einem Südländer als einem Germanen.

Vermöge man durch Berücksichtigung dieser Fremdheit seines Wesens seinen Mangel an Patriotismus zu erklären?

Ich könne Goethe seine servile Aufführung gegenüber Napoleon nicht verzeihn, dem Fürsten, der sein Geburtsland unterdrückt und mißhandelt habe, so wenig wie den Umstand, daß er den Kanonendonner von Jena benutzt habe, um sich seine Papiere zu sichern.*)

---

*) An Zelter schreibt er: „In den schlimmsten Stunden, wo wir um alles besorgt sein mußten, war mir die Furcht, meine Papiere zu verlieren, die peinlichste."

Wahrscheinlich sei es ihm völlig gleichgültig gewesen, ob ganz Deutschland von Napoleon verschlungen wurde, wenn er sich nur selbst in Ruhe mit seiner Farbenlehre habe beschäftigen oder am „Faust“ weiterdichten können.

Ibsen hörte mir überrascht und mit einem Lächeln zu. Dann sagte er sehr ernst:

„Daß der Faust geschrieben wurde, war die Hauptsache.“

Beinah erschrocken betrachtete ich Ibsen, der mich unter seiner Brille her fixierte . . . Ich glaubte meinen Ohren kaum.

Konnte ein Buch, selbst wenn es genial und bahnbrechend und zum Eigentum der Kulturmenschheit bestimmt war, den Untergang einer ganzen Nation aufwiegen?

Ibsen erzählt Geschichten und Anekdoten

Ibsen war an dem Abend in strahlender Laune. Was war ihm zugestoßen? Hatte er eine Idee zu einem neuen Drama bekommen, „voller Teufelei", oder hatte er Nachricht von diesem oder jenem Erfolg auf einer fremden Bühne erhalten? Wer weiß es? Genug, Ibsen lachte und scherzte an diesem Abend wie ein Kind.

Sigurd war nicht zu Hause. Er sei auf einem Tanzvergnügen, sagte die Mutter. Ich saß allein mit Ibsen und seiner Frau in ihrer Wohnung in der Amalienstraße.

Nach dem Essen, wozu für mich und Ibsen das wohlschmeckende Münchner Bier aus dem Hofbräuhause serviert wurde (seine Frau genoß nichts), wurde die Stimmung noch lebhafter. Ibsen erzählte, er habe an dem Tage einen sehr originellen Brief von einer norwegischen alten Dame erhalten, Fräulein H. (die ich aus Rücksicht auf die noch lebende Familie der Dame Lona Klem nennen will). Während des Aufenthaltes in Dresden hatten sie die Bekanntschaft der alten Landsmännin gemacht.

Da das Kuvert mit einem schwarzen Trauerrand versehen war, öffnete Ibsen es mit bangen Ahnungen; doch als er den Brief gelesen hatte, mußte er lächeln, obwohl er im Grunde etwas chokiert über die Sache war.

Fräulein Klem teilte ihm in zierlichen und betrübten Wendungen mit, daß ihr kleiner, teurer „Delle"

(ein alter, bissiger Mops), verschieden sei, und zum Schlusse verbat sich das Fräulein jede Kondolenz, sie wolle sich in ihrem tiefen Kummer mit „stiller Teilnahme" begnügen.

Ich mußte laut lachen. Diese Verbindung zwischen Ibsen und dem Mops des alten Fräuleins kam mir zu komisch vor . . . Was zum Teufel hatte unser großer Dichter mit „Delle" zu tun?

„Ja, Sie lachen," sagte Ibsen, „aber Sie können mir glauben, daß ich mich oft über die zahlreichen, unbegreiflichen Einfälle Fräulein Klems geärgert habe. Einmal hat sie mich ununterbrochen, gewiß aus ehrlicher Sorge um mein Seelenheil, mit Bibelzitaten und frommen Sentenzen verfolgt. Ich habe noch eine im Kopf, die in ihrer Kürze so lautete: ‚Herr, vergib dem Toren!'"

„Dem Toren! — Nein, das ist kostbar!"

„Aber da wurde ich böse und schrieb ihr einen scharfen Brief, worin ich mir ein für allemal diese Bruchstücke aus der alten, schmutzigen Judenliteratur verbat.*)

„Fräulein Klem meint es so gut," bemerkte Frau Ibsen, entschuldigend wie immer, „sie will nur alle zu ihrem Glauben bekehren."

---

*) Welchem Stimmungswechsel die Dichter unterworfen sind, beweist diese im Lauf des Gesprächs von Ibsen hingeworfene Äußerung. Denn er bewunderte wie kein anderer die Bibel, besonders das alte Testament, das er wiederholt und genau studiert hatte. „Ich lese nichts andres als die Bibel, — die ist kräftig und stark," schreibt er in einem Brief an Björnson aus Ariccia.

„Sie ist eine große Närrin," sagte Ibsen lachend. „Nun sollen Sie hören, was sie sich ausgedacht hat, während wir mit ihr zusammen in Dresden wohnten. Sie hatte einen Bruder; der starb und wurde daheim in Norwegen begraben; da bekam sie die Idee, daß sie den Bruder bei sich haben wollte. Die Folge war, daß er auf Vor frelsers gravlund in Christiania wieder ausgegraben und nach Dresden geschickt wurde, wo man ihn von neuem beisetzte; und dann wurde er später, ich weiß nicht wievielmal —"

„Das ist nicht wahr," schob Frau Ibsen ein, „glauben Sie ihm nicht, Paulsen."

„Gewiß ist es wahr," sagte Ibsen, und der Schelm saß ihm im Auge. „Aber meine Frau muß einem immer widersprechen, das haben Sie gewiß längst entdeckt."

Und ohne sich durch die bald lächelnd vorgebrachten, bald ernsthaften Einwände seiner Frau stören zu lassen, erzählte Ibsen eine Geschichte voll barocker Laune, die ich später nie habe vergessen können, auch aus dem Grunde nicht, weil ich die Hauptmomente sofort niederschrieb, und die ich den „Kadaver des Kopisten" nennen will.

Ich habe mir erlaubt, sie auf meine Weise wiederzuerzählen, mit poetischer Freiheit und einer malenden Breite, die dem plastisch-knappen Ibsen gar nicht lagen.

„Er war ein Original, der alte Kopist." Ruhe und Frieden liebte er über alles. Sich von einer Stelle zur andern fortzubewegen, war ihm sehr zuwider.

Zwei Stühle machten seine ganze Welt aus, der alte, hochlehnige, lederbezogne im Departement und der alte weiche Lehnstuhl mit der gestickten Schlummerrolle zu Hause in seiner Junggesellenwohnung. Am Tage saß er in dem einen und schrieb ab aus Dokumenten, die so alt und würdig waren wie er selbst, am Abend in dem andern, und dazu rauchte er seine lange, silberbeschlageue Meerschaumpfeife und studierte die Zeitungen, — meist mit einem großen Glase Toddy vor sich. Er besaß ein bedeutendes Vermögen, mochte aber sein Geld und seinen Urlaub nie benutzen, um sich in der Welt umzusehen.

Zwischen diesen beiden Stühlen schwang sein Leben hin und her wie ein Pendel.

Fräulein Lona, die mehrere Jahre jünger war als der Bruder, führte ihm den Haushalt. Er hielt große Stücke auf sie. Die Schwester hatte in seinen Augen nur den einen Fehler, daß sie nie still sitzen konnte, sondern stets unterwegs war, auf der Treppe, auf der Straße, in der Kirche und im Bethause. Sie war genau so ruhelos und aufs Reisen versessen, wie er ein ruhiges, vegetatives Leben bevorzugte.

Eines schönen Tages starb der alte Kopist — und ließ zwei Stühle hinter sich leer stehn. Er starb aus Mangel an Bewegung, wie der Arzt meinte; übrigens verlosch er still wie ein Licht. Aber am wenigsten ahnte er, als er zum Abschied die Hand der weinenden Lona drückte, daß er, der zu Lebzeiten das Reisen so sehr verabscheute, — wie überhaupt alles, was nach Bewegung und Unruhe schmeckte, jetzt nach seinem Tode

sehr lange und geheimnisvolle Fahrten unternehmen würde, mit der Eisenbahn und mit dem Dampfschiff nach Süd und Nord.

Ein Jahr nach dem Hinscheiden des Bruders reiste Lona ins Ausland. Sie ließ sich in Dresden nieder, einer Stadt, die man ihr gegenüber sehr gerühmt hatte. Sie fühlte sich auch recht wohl in der gemütlichen Hauptstadt Sachsens. Der kleine skandinavische Kreis, der hauptsächlich aus Künstlern und Polytechnikern bestand, erwies sich aufmerksam gegen das alte, freundliche, reiche Fräulein, das ein gastfreies Haus führte und stets bereit war, einem ein „kleines Darlehen" vorzustrecken.

Und Gott sei Dank, die Sachsen waren keine Heiden, sondern gute Christen und Protestanten, wie die Norweger. An jedem Sonntag ging sie in die Kirche, bewahrte ihre Religiosität und übte sich gleichzeitig gratis in der Sprache, indem sie die langen Predigten anhörte.

Fräulein Lona faßte schließlich den Entschluß, sich für immer in Dresden niederzulassen. Konnte man denn einen gemütlicheren Ort finden? Und das herrliche Kaffeegebäck, das man dort bekam! Es war tausendmal besser als das zu Hause. —

Die ersten Monate vergingen recht friedlich, — doch dann wurde Fräulein Lona auf einmal melancholisch. Die Kirchenbesuche, die Gratislektionen im Deutschen, das delikate Kaffeegebäck, all das genügte nicht mehr, um sie zufriedenzustellen, — und „Delle", der kleine Schoßhund, den sie sich nach dem Tode

des Bruders angeschafft hatte, litt Mangel an Zucker; so wenig bekümmerte sie sich um ihn . . . Was mochte nur im Wege sein?

Schließlich zog Fräulein Lona ihre beste Freundin, eine in Dresden wohnende Norwegerin, ins Vertrauen.

Sie entbehrte also das Grab des Bruders.

Zu Hause war sie daran gewöhnt gewesen, fast jeden Tag das Grab zu besuchen. Am Sonntag, nach dem Gottesdienst, pflegte sie mehrere Stunden am Grabe zu sitzen und mit Tränen der alten Tage zu gedenken, wie einig sie und der Bruder zusammen gelebt hätten (wenn sie sich nicht ausnahmsweise zankten), und dann flocht sie in Dankbarkeit einen Kranz um das Marmorkreuz.

An den schönen, hellen Sommerabenden trank sie zuweilen ihren Kaffee beim Bruder, das fand sie so „behaglich". Unter dem Schal hatte sie die kleine, warme, gut eingepackte Kaffeekanne und in der Tasche ein paar frische Kuchen.

Und dann machte sie interessante Ausflüge zu den Nachbargräbern, bewunderte die neuen Monumente, studierte wißbegierig die goldnen Inschriften, durchsuchte die Blumen und stöberte in neu aufgeworfenen Gräbern mit dem Eifer eines Forschers nach alten, ehrwürdigen Totengebeinen.

Ja, alles war so schön daheim gewesen. So ein kleines gemütliches Grab wie das ihres Bruders (die niedlichste grüngestrichene Bank stand da im Schatten einer Trauerweide), fand sich in der ganzen Welt nicht wieder. Sie sehnte sich nach diesem Grabe, das müsse

sie offen bekennen, sagte sie zu ihrer Vertrauten. Wer stehe ihr dafür ein, daß es geschmückt und gehegt werde, wie es sein müsse? Die alte Köchin, die Maren, habe ihr ja freilich versprochen, an jedem Sonnabend danach zu sehen, — aber wer könne sich auf so ein altes Weib verlassen?

Fräulein Lona weinte, indem sie ihren Kummer erzählte; und die Freundin, die gute Seele, weinte mit ihr und suchte sie zu trösten. Schließlich sagte sie ganz einfach:

„Hören Sie, liebes Fräulein Klem, Sie sollten Ihren armen, verlassenen Bruder hierher kommen lassen. Das Ausgraben ist nicht schwer, und dann wird er wie anderes Frachtgut hierher expediert. Nach seinem eignen, ausdrücklichen Wunsch ist er ja einbalsamiert und in einem Zinksarg begraben worden, so daß die Überführung ohne die geringsten Unannehmlichkeiten vor sich gehen kann . . . Sie begraben ihn hier von neuem, und dann können Sie ja in aller Gemütlichkeit Ihr altes Kirchhofsleben fortsetzen. Hierdurch lade ich mich dazu ein, bei dem seligen Verstorbenen zusammen mit Ihnen eine Tasse Tee zu trinken. Das ist originell, — ich habe so etwas noch nicht erlebt, — und ich schwärme für das Originelle.“

Die alte Lona wurde durch die Neuheit der Idee stutzig gemacht, aber nach einiger Überlegung leuchtete ihr das Praktische der Sache ein.

Ja, dies war der einzige Ausweg! Geld würde es ja kosten, viel Geld, — aber was opfert man nicht für einen lieben, alten Bruder? Außerdem war es

für den Verstorbenen nur gut, wenn er sich ein wenig in der Welt umsah . . . — Zu seinen Lebzeiten wollte er ja die Nase nie ins Freie stecken, das war eine Schwäche des Ärmsten gewesen . . . Drum würde es ihm jetzt gut tun, seine steifen Glieder zu rühren . . .

Sie schrieb an die betreffende Behörde in Norwegen, — und eines schönen Tages kam wohlbehalten mit der Eisenbahn, in einer großen, sorgfältig zugedeckten Kiste, der alte Kopist in Dresden an.

Fräulein Lona war sehr gerührt, — so viel Mut, den Sarg zu öffnen und die teuren Züge zu betrachten, hatte sie jedoch nicht, — und in ihrer Erregung trank sie mehr Kaffee als gewöhnlich.

Am Tage darauf wurde er auf dem Kirchhof in Dresden begraben, der der Wohnung Lonas zunächst lag. Aus mehreren Gründen hatte sie gewünscht, daß die Beerdigung in aller Stille vor sich gehn solle, doch wer beschreibt ihre Rührung, ihre dankbare Freude, als ein Sängerchor ganz freiwillig, aus reiner Bruderliebe, am Grabe auftaucht und die herrlichsten Lieder singt . . .

Diese Deutschen waren doch wirklich ein gutes, christliches, uneigennütziges Volk. Der liebe Gott segne sie alle!

Eine Woche darauf wurde dem Fräulein Lona eine Rechnung der Begräbnisgesellschaft „Concordia" präsentiert. Mit einem Seufzer bezahlte sie. Die Menschen waren doch nicht so gut, wie sie sein sollten; sie dachten nur an den elenden Mammon. So viel Geld

für den langweiligen Gesang und für ein paar häßliche grüne Kränze!

Aber dann kam der angenehme Teil des Festes. Wie früher saß sie von nun an am Grabe des Bruders, strickte an einem alten Strumpf, bastelte mit den Blumen und freundete sich mit dem Totengräber an, an den sie eine ganze Menge überflüssiger, aber von lobenswerter Wißbegier zeugender Fragen richtete: welche Familien in der Nähe des Bruders lägen, welchem Stande sie angehörten &c.

Es war ihr sehr amüsant zu erfahren, daß der Bruder, der immer so aristokratisch gewesen, in gute Gesellschaft gekommen sei. Zu seiner Rechten lag nämlich ein General und zu seiner Linken ein „Oberappellationsrat“.

Mehr als eine warme Knackwurst wurde unter sanften Tränen am Grabe des Bruders verzehrt, während der Totengräber in die nächste Brauerei lief, um einen Krug Bier zu holen. Wenn dann Fräulein Lona von dem schäumenden Tranke nippte, mußte sie sich mit Wehmut erinnern, wie sich die fromme Seele da unten über das Bier gefreut haben würde; — und von einem Feingefühl ergriffen, wie es sich wohl nur bei der Frau findet, schüttete sie den halben Inhalt des Kruges über das Grab aus, indem sie wehmütig zusah, wie die Tropfen langsam in die Erde einsickerten.

Doch der dumme Totengräber verstand diese Delikatesse des Fräuleins ganz und gar nicht; er wünschte selbst den Krug zu leeren und fand, daß sie „Gottes

Gaben verschwende“. Außerdem faßte er den Argwohn, daß die alte Lona nicht recht gescheit sei, und behandelte sie von dem Tage ab mit geringerer Freundlichkeit, trotzdem sie ihm ein reichliches Trinkgeld gab.

Da geschah etwas Fürchterliches. Die norwegische Familie, an die sich Fräulein Lona besonders angeschlossen hatte, brach unerwartet von Dresden auf und reiste nach Italien. Es fehlte nicht viel daran, daß Fräulein Lona das als Verrat an ihr selbst angesehn hätte. Sie hatten ihr doch selbst — sowohl Frau H. wie ihr Mann — geraten, sich ihr ganzes Leben lang in Dresden niederzulassen; darum hatte sie ja auch ihren armen Bruder zu sich kommen lassen — und nun nahmen diese Leute ohne weiteres von ihr Abschied. Das war treulos im höchsten Grade.

Der skandinavische Kreis verengerte sich mehr und mehr, und das Ärgste war, daß Delle, der kleine, süße Delle, gefährlich krank wurde, so krank, daß er nicht einmal mehr imstande war, zu knurren und die Vorübergehenden in die Waden zu beißen.

Fräulein Lona fühlte sich schließlich ganz furchtbar einsam in der fremden Stadt. Mit den Deutschen, die sie so schändlich betrogen hatten, wollte sie nichts mehr zu tun haben, — und Skandinavier gab es nicht mehr viele.

Allein saß sie auf dem Grabe des Bruders und vergoß bittere Tränen. Sie und der Bruder sprachen zusammen, — eigentlich war es ja nur ein Monolog, denn sie bekam aus begreiflichen Gründen niemals eine Antwort auf ihre Klagen und Fragen.

Der Totengräber war schlechter Laune, er wollte sich gar nicht mehr mit ihr einlassen, — und wenn sie in melancholischer Ekstase nach alten verwitterten Totengebeinen suchte, so verbot er es ihr strengstens. Zuletzt bat er sie sogar, den „Gräberfrieden zu respektieren“, so unverschämt war er.

Doch von der norwegischen Familie bekam Fräulein Lona aus Italien einen Lockbrief nach dem andern. Die Freundin hielt sich jetzt in Rom auf und konnte die Schönheit der Stadt und ihre prachtvolle Lage nicht genugsam preisen. Außerdem könne man in Italien viel, viel billiger leben als in Deutschland, schrieb die Freundin. Und Wein trinke man zu allen Mahlzeiten, der koste gar nichts.

Ja, die haben gut schreiben, daß ich zu ihnen kommen soll, dachte Fräulein Lona, bei der das Reisefieber in aller Stille erwachte, aber wer soll denn meinen armen Bruder pflegen?

Sollte sie ihn allein in Dresden zurücklassen? Unter diesen garstigen Deutschen, die eine höchst unverschämte Summe dafür genommen hatten, daß sie an seinem Ehrentage ein kleines Grablied gesungen hatten? — Unmöglich! — Das würde treulos an ihm gehandelt sein . . . Und der Dahingegangne würde es ihr nie verzeihen . . .

Aber schließlich überwand die Sucht nach Veränderung alle ihre schwesterlichen Skrupel. Zum Abschied legte sie einen großen Kranz Vergißmeinnicht auf sein Grab, zog ihre alte rote Kapuze an, und bald rollte die alte vergilbte Person im Eisenbahncoupé von dan-

nen, gen Süden, und deklamierte: „Kennst du das Land —“

Die Familie, die auf ihr Kommen vorbereitet war, stand auf dem Perron und empfing sie mit offenen Armen. Aber mitten in der Freude des Wiedersehens flüsterte Fräulein Lona: „Mein Bruder, mein armer Bruder!“

In der ersten Zeit ihres römischen Aufenthalts war alles eitel Herrlichkeit und Freude. Sie fand sehr großes Gefallen an der milden Luft, an den schönen Promenaden und den liebenswürdigen Menschen. Aber bald bekam sie ein Auge für die Schattenseiten. Das Essen war ungenießbar für sie, die Insekten malträtierten ihre Mädchenhaut, und dann verstand sie die Sprache nicht. Aber vor allem vermißte sie eine protestantische Kirche mit einem Pastor Hansen auf der Kanzel und all den religiösen Zeremonien der Heimat. Sah sie einen Menschen vor einem Madonnenbilde niederknieen, so wandte sie sich verächtlich ab und brummte: „Heide!“ vor sich hin.

Zu diesen Sorgen kam der beständige Gedanke an den fernen Bruder.

Ihre alte Melancholie drohte zurückzukehren. Doch das zärtliche Herz der Freundin ahnte den Grund ihres veränderten Wesens; und eines Tages, als sie vertraulich zusammen beim Kaffee saßen, sagte sie zu ihr: „Hören Sie, liebes Fräulein Lona, es ist vielleicht ein bißchen unvernünftig von uns gewesen, Ihren teuern Bruder nach Dresden kommen zu lassen; denn Dresden ist keine Stadt, wo sich ein anständiger Mensch

für die Ewigkeit zur Ruhe legt. Aber jetzt wollen Sie, liebes Fräulein Lona, sich ja im Ernste hier in Rom ansässig machen, — was ist da natürlicher, als daß Sie Ihren Bruder nun wieder ausgraben — es ist doch ihr einziger, über alles geliebter Verwandter — und ihn hierher befördern lassen, damit er in Ihrer Nähe ruhn und täglich Ihren Umgang und Ihre Pflege haben kann."

Fräulein Lona nickte wehmütig und beifällig.

„Hier hat man die schönsten Kirchhöfe von Europa. Marmortempel steht neben Marmortempel, und es gibt lange Alleen von Zypressen und Lorbeerbäumen, — hier ist ein rechtes Villenviertel des Todes! Vornehmer kann Ihr Bruder gar nicht wohnen. Natürlich wird ja so ein Umzug etwas kosten, aber eine liebevolle Schwester wie Sie sieht nicht auf die Ausgaben, wenn es sich um ihren Augapfel handelt —"

Fräulein Lona brach in Tränen aus und umarmte die Freundin, die stets so gute Ideen hatte. Das würde ja freilich wieder eine lange und beschwerliche Reise für ihren armen Bruder werden, aber trotzdem — — Dafür wollte sie ihn doppelt zärtlich pflegen, wenn er wohlbehalten angekommen war. Sie wollte ein Eisengitter um das Grab machen und eine große Zypresse darauf setzen lassen . . . Wer konnte wissen, was in ihrer Abwesenheit der widerwärtige Totengräber in Dresden aus Bosheit ausfindig gemacht hatte! Vielleicht hatte er die Blumen vom Grabe gestohlen und die schöne goldne Inschrift zerstört! Hatte er doch eine rechte Schurkenphysiognomie, wenn sie richtig nach-

dachte . . . Nein, nein, der Obhut dieses Totengräbers durfte sie ihren Bruder unmöglich anvertrauen! Nur hier bei ihr war er in Sicherheit!

Ein norwegischer Großkaufmann, der auf dem Rückwege von Rom Dresden passierte, übernahm es in freundlichster Weise, alles Notwendige zu erledigen. Fräulein Lona warnte ihn eindringlich vor den geheimnisvollen Liedersängern, die aus der Erde auftauchten, wo sie einen Leichnam röchen, und bat ihn, dem Totengräber recht gehörig die Leviten zu lesen.

Der Grossist versprach alles. Einen Monat danach kam denn auch ein großer, sorgfältig verdeckter Kasten an, mit Fräulein Lonas Adresse. Sie hatte den geliebten Bruder wieder . . . Aber auch diesmal besaß sie nicht den Mut, den Sarg öffnen zu lassen . . . Wäre es doch auch ein Unrecht gewesen, den Bruder in seinem tiefen Schlafe zu stören . . .

Doch als nun der alte Kopist zum dritten Mal beigesetzt werden sollte, entstanden Schwierigkeiten. Er war ja Protestant, — und hier war man in einem katholischen Lande. Von italienischen Priestern mit Weihwasser und Kruzifix wollte Fräulein Lona nichts wissen. Schließlich, nach vielen Mühen, bekam der Kopist denn doch seinen bescheidnen Platz auf dem Kirchhof an der Cestiuspyramide zugewiesen, in einer Ecke ganz für sich.

Fräulein Lona pflanzte eine Zypresse auf das Grab, und an den warmen Sommernachmittagen machte sie den langen Weg hinaus an der Tiber entlang, an einer Apfelsine lutschend, und genoß dabei die klare,

angenehme Luft; sie beklagte im Herzen den Bruder, der von all dieser Schönheit nichts sehen konnte, nichts von dem leuchtenden Blau des Himmelsgewölbes.

Der Kirchhof wurde bei Sonnenuntergang geschlossen, und dann wurden ein paar Bluthunde losgelassen als Wächter für die Nacht. Eines Nachmittags, als Fräulein Lonas Proviantkorb besser versehen war als gewöhnlich und ihre Betrachtungen über Tod und Ewigkeit tiefer gingen als je zuvor, vergaß sie die Zeit.

Es war beinah acht Uhr, — und noch saß sie dort unter den Zypressen, die Hände fromm über dem Eßkorbe gefaltet. Endlich fuhr sie auf und rieb sich die Augen ... War sie ein bißchen eingenickt? Uff! — Sie war ganz allein auf dem Kirchhof, — und die südliche Finsternis, die sich so zeitig einstellt, war schon da ... In der Dämmerung nahm sich die Zypressenallee wie ein Zug von schwarzen Gespenstern aus, der gerade auf sie zu marschierte ... Die weißen Monumente schimmerten unheimlich zwischen den Bäumen hervor, und die Pyramide dort glich ganz einem dicken, teuflischen Ungeheuer ...

Schnell und an allen Gliedern zitternd, suchte sie nach dem Ausgangstor ... Es war verschlossen. Sie ging zu einem zweiten, kleinern Tor, aber auch das war fest verrammelt. In ihrer Herzensangst rief sie laut, — aber niemand antwortete ihr.

Arme alte Lona! Sie verzweifelte ganz, und ihre Verzweiflung verringerte sich nicht, als sie einen fernen kläffenden Laut wie von einem wütenden Raubtier

hörte ... In ihrer Todesangst untersuchte sie die Mauer ... Sie war aus Stein, hoch und stark und oben mit Glasscherben versehen ... Doch an einer Stelle war die Mauer beschädigt und bedeutend niedriger ... Ob sie einen Versuch wagte?

Sie ließ den Eßkorb im Stich, hob den Rock so hoch, wie die Ehrbarkeit es ihr als Jungfer erlaubte, und fing an, die Mauer hinaufzuklettern, indem sie ein solides Marmorkreuz als Fußschemel benutzte.

Noch eine letzte Anstrengung — und sie war frei! Eben saß sie rittlings auf der Mauerzinne und wollte sich mit jugendlicher Behendigkeit auf den Weg hinabschwingen, als sie plötzlich fühlte, wie sich ein paar scharfe Zähne in ihre jungfräuliche Wade einbohrten, — der grausame Biß entlockte ihr ein lautes Schmerzensgeheul.

Bewußtlos fiel sie auf der andern Seite der Mauer hinab.

Nach dieser häßlichen Begebenheit war Fräulein Lona mehrere Wochen lang krank, infolge des Schrecks und der Schmerzen. Sie lag zu Bett; und obwohl sie eine gute, harmlose Natur war, verfluchte sie jetzt Tag für Tag Italien, dieses abscheuliche Land, wo eine ehrbare norwegische Jungfrau, die in der reinen protestantischen Lehre erzogen, getauft und konfirmiert worden war, nicht auf dem Kirchhof spazieren gehn und nach alten Familiengebeinen stöbern konnte, ohne von blutigen Ungeheuern angetastet zu werden ...

Feierlichst gelobte sie sich, den Staub Italiens von ihren Füßen zu schütteln, sobald sie gesund würde.

Sie wollte nach Norwegen zurück, in das gute, alte, unschuldige Land, das sie nie hätte verlassen dürfen. Was in Gottes Namen wollte sie hier draußen, wo man weder genießbares Essen, noch die rechte Seelennahrung erhielt? Einen Mann wie Pastor Hansen von daheim bekam sie auch nie und nimmer zu hören.

Natürlich mußte sie den Bruder mitnehmen. Unmöglich konnte sie es übers Herz bringen, ihn in diesem fremden Lande zurückzulassen, das voller Heiden war, die vor einem gemalten Frauenzimmer mit einer Krone niederknieten und von Luthers Katechismus ganz und gar nichts wußten.

Ja, es war ihre Pflicht, den Bruder wiederum ausgraben zu lassen, eine heilige, unabweisbare Pflicht, das sah sie jetzt ein.

Eines Tages im Herbst kam Fräulein Lona wieder in ihrer Vaterstadt in Norwegen an, in Begleitung einer großen, sorgfältig verdeckten Kiste. Die Freundinnen glaubten, sie habe ihnen aus dem Ausland große Schätze und Geschenke mitgebracht, aber es stellte sich heraus, daß es eben nur — der Bruder war.

Der alte Kopist sollte nun unter großer Feierlichkeit zum vierten Mal in die Erde gesenkt werden und endlich die Ruhe und den Frieden finden, den er hier auf Erden so über alles geliebt hatte. Doch da blühte Fräulein Lona eine große, schmerzliche Überraschung.

Ein Arzt öffnete den Sarg und untersuchte den Kadaver, bevor er begraben werden sollte, — und nun

stellte es sich heraus, daß der Kopist gar nicht der Kopist war.

Mit andern Worten: der Sarg enthielt das Skelett eines — Frauenzimmers.

Die alte Lona hätte beinah den Verstand über dieser fürchterlichen Entdeckung verloren.

Aber woher kam nun das Altweiberskelett? Wo in aller Welt konnte ihr Bruder vertauscht worden sein? — und wo lag er jetzt, der Ärmste?

Sie war also in all diesen Auslandjahren mit einem wildfremden Menschen umhergeirrt, — vielleicht war es gar eine alte Zuchthäuslerin? — Auf dem Grabe eines ihr ganz und gar gleichgültigen Frauenzimmers hatte sie so oft in Wehmut gesessen und Knackwürste und Apfelsinen verzehrt, hatte deutsches Bier und bittere Tränen darüber ausgeschüttet! . . .

— Nachdem der erste harte Stoß vorbei war, rüstete sich Fräulein Lona resolut zu einer neuen Reise, — einer Entdeckungsreise, die in ihrem engen Kreise das gleiche Interesse erweckte wie die Stanleysche draußen in Europa.

Zuerst fuhr sie nach Dresden — doch als sich alle Untersuchungen auf dem Kirchhof als unnütz erwiesen, zog sie weiter nach Rom. Sie hatte geschworen, ihren verlornen Bruder zu finden, koste es, was es wolle; und da sie eine feine Spürnase hat und Erfahrung darin besitzt, verwitternde Totengebeine aufzustöbern, so besteht alle Aussicht, daß ihr heroisches Vorhaben Erfolg haben wird."

Die Geschichte war zu Ende. Ibsen hatte im

Lauf der Erzählung öfters auf die ihm eigentümliche, leicht näselnde Art gelacht.

„Es ist nicht wahr," wiederholte Frau Ibsen, doch ihr Protest klang jetzt so schwach und hoffnungslos —.

Mich hatte die Geschichte amüsiert, und ob sie wahr oder erdichtet sei, bekümmerte mich im Augenblick wenig. Eine Peer Gyntsche Phantasie war darin, fand ich, und das war die Hauptsache.

Ibsen entdeckte, daß ich eine kleine Wunde im Gesicht hatte. Ein ungeschickter Barbier hatte mich geschnitten. Ibsen lächelte, als er das hörte und erzählte folgende Anekdote:

Ein Mann trat bei einem Barbier in München ein und setzte sich auf den Stuhl, um sich rasieren zu lassen, bemerkte jedoch, daß neben ihm ein großer Hund stand, der ihn ununterbrochen betrachtete, während der Barbier seine Arbeit ausführte.

Der Hund machte ihn ganz nervös, und schließlich fragte er den Barbier, warum das Tier da immer auf demselben Fleck stehe und ihn anglotze.

„Ja, das will ich Ihnen sagen," war die Antwort, „das arme Tier ist daran gewöhnt, die Fleischhappen aufzufangen, die beim Rasieren abfallen könnten."

Wieder mußte ich herzlich lachen. Es war mir, als sähe ich den unglücklichen Mann entsetzt vom Stuhle aufspringen und zur Tür hinausfliehen.

Schließlich kam die Rede auf unglückliche Reimschmiede. Ibsen, welcher äußerte, daß die Versform

sich überlebt habe und jetzt ganz verschwinden müsse, beschäftigte sich mehr mit drolligen Reimen, als man wohl glauben sollte.

Er erzählte mir, in seiner Jugend habe es in Christiania eine schöne italienische Sängerin gegeben, Signora Mercato, die mit großem Erfolg Konzerte veranstaltete.

Als sie abreiste, veröffentlichte einer ihrer vielen Verehrer ihr zu Ehren ein Gedicht, worin folgende Zeilen vorkamen:

„Wir haben niemand gehört bis dato
so singen wie dich, oh schöne Mercato!“

Der Reim war jedenfalls ziemlich originell, fand ich. — Eine Weile danach brach ich auf und dankte Ibsen und seiner Frau vielmals für den angenehmen und unterhaltenden Abend.

Ibsen in Bergen

Ibsens langer Aufenthalt in Bergen ist zu wenig beleuchtet worden. Hat er doch von 1851 bis 1857 im Dienste der Bergener Bühne gestanden. Es wird eine Zeit kommen, wo man diese Periode nach allen Richtungen hin durchpflügen wird. Es wird Ibsen wie Goethe gehen; jeder Fleck, wohin er seinen Fuß gesetzt hat, wird mit Pietät von der Nachwelt aufgesucht werden.

Als ich in meiner Jugend mit Ibsen zusammenlebte, wäre es mir leicht gefallen, aus seinem eignen Munde vollständige Aufschlüsse über diese Bergener Periode seines Lebens zu erhalten, aber leider habe ich es nicht verstanden, den günstigen Augenblick zu benutzen.

Ibsen hatte Bergen sehr gern; er charakterisierte es als „Stadt ohne Pöbel" und erinnerte sich vor allem der Familie Sontum, in deren Hotel am Zollamt er eine Zeitlang gewohnt hatte, ferner der Frau Tresselt, geb. Holst, die er in früher Jugend angeschwärmt hat, meines alten Freundes und Lehrers Hermann Läding (eines Kollegen am Theater), Peter Blytts (eines der Direktoren des Theaters) ꝛc. —

Ich entsinne mich noch eines Abends, wo das Gespräch sich ununterbrochen um Bergen drehte; der Anlaß war ganz prosaisch: Frau Ibsen servierte zum Abendbrot delikate Fischklößchen.

Als ich sie lobte, sagte Ibsen: „Aber solche Fische wie in Bergen bekommt man hier doch nicht . . . Er-

innern Sie sich noch an die alte Jungfer L'abbée, die beim Theater angestellt war? Ich hatte damals meine Zimmer in dem Hintergebäude des Theaters, wo später Björnson gewohnt, — und die Jungfer besorgte mir Frühstück und Abendbrot. Sie war eine reine Kochkünstlerin. Ihr gebackner Dorsch war ein rechtes Meisterstück ..."

Was für Erinnerungen erweckte dieser Name! ... Die alte, grimmige Jungfer L'abbée mit dem roten Gesicht und den grauen Hängelocken unter der Haube, die immer am Theaterbuffet stand, und deren Backwerk für uns Schulbuben ein ersehnter Leckerbissen war! Sie hatte mich einmal aus dem Theater jagen wollen, weil sie behauptete, daß ich mich ohne Billett eingeschlichen habe, — wir unbemittelten und aufs Theater versessenen Schuljungen machten uns leider dieses unnobeln Handels nicht selten schuldig.

Ihr Bruder war mein Lehrer im Französischen und Italienischen. — Er gab mir Unterricht in denselben Zimmern, in denen Björnson und Ibsen gewohnt hatten, und die voll von Erinnerungen an sie waren. Über die Jungfer L'abbée zirkulierten verschiedene merkwürdige Geschichten. Eine davon mußte ich Ibsen und seiner Frau erzählen, die sich sehr darüber zu amüsieren schienen.

Es war Karneval im Theater. Die Jungfer hatte natürlich an so einem Abend sehr viel zu tun. Sie präsidierte die ganze Zeit gleich einer Königin hinter dem Buffet, nach rechts und links Befehle austeilend.

Unter den Teilnehmern des Festes befand sich auch ein alter Verwandter der Jungfer, der sich trotz seinem Alter hatte verleiten lassen, die Torheiten der Jugend mitzumachen. Im Verlauf des Abends wurde er müde und empfand das Bedürfnis nach einem kleinen Schläfchen — er hatte den Getränken ordentlich zugesprochen — und, da er mit den Lokalitäten wohlvertraut war, verließ er den Theatersaal und ging ohne weiteres in Jungfer L'abbées Privatzimmer, zog die Gardinen am Himmelbett der Jungfer zurück und warf sich in voller Kleidung in die weichen Daunen, worauf noch nie ein Mann geruht hatte . . . Es dauerte nicht lange, so lag er im tiefsten Schlafe . . .

Gegen Morgen kam die Jungfer aus der Restauration in ihre Kammer und zündete die Lampe an. Obwohl sie sehr müde von der Arbeit war, unterließ sie es doch nicht, Papilloten ins Haar zu stecken und, wie gewöhnlich, Nachttoilette zu machen. Als sie dann endlich fertig war und im äußersten Negligé ins Bett hüpfen wollte, fuhr sie zu Tode erschrocken zurück . . . Da hinter den roten Damastgardinen lag ja eine widerliche Mannsperson und schnarchte, und — o weh! — um es sich recht bequem zu machen, hatte er seine strammen Rittertrikots gelockert.

Der erste Gedanke der Jungfer war, die Polizei zu rufen, doch die Furcht vor einem Skandal hielt sie davon ab. Man denke, wenn es in der Stadt bekannt würde, daß sie einen Mann in ihrem ehrbaren Bett gehabt hatte! Nein, sie mußte sich allein helfen. Sie rüttelte den Schlafenden kräftig, der nun sein

Gesicht von der Wand abwandte; und die Jungfer entdeckte, daß „die Person" niemand anders als ihr leiblicher Vetter war, der brave Dankert Feser . . .

Es dauerte lange, bis die Jungfer L'abbée sich von der „Alteration" erholte, in die sie der Vetter gegen seinen Willen versetzt hatte. „Ich zittre noch am ganzen Körper, wenn ich an den fürchterlichen Anblick zurückdenke," sagte sie später. „Und man stelle sich vor, er hatte die Stiefel an!"

— Während seines Aufenthalts in Bergen lebte Ibsen sehr still für sich, ohne an dem eigentlichen Gesellschaftsleben teilzunehmen. Er verkehrte nur mit wenigen Familien, u. a. der Familie Schröder. Ibsen fragte, ob ich sie kenne.

Unser Nachbar im „Kloster" war ein alter Gärtner Schröder, der dänischer Abstammung war, ein gebildeter Mann, der in seiner freien Zeit an der Lateinschule Unterricht in der Naturlehre gab, — der könne es wohl nicht sein?

„Nein, er war Kaufmann —" Da ging mir ein Licht auf . . . Der Schröder, den Ibsen gekannt hatte, mußte der Schwiegervater des Konsuls Stub sein, auf dessen Bureau ich eine Reihe meiner Jugendjahre verbracht habe. „Hieß er mit Vornamen Morten?"

„Ganz recht —"

Ich begriff wohl, daß Ibsen an Schröders Gesellschaft hatte Gefallen finden können. Es war ein vornehmer alter Herr, nach seinem Porträt zu urteilen, das in Konsul Stubs Wohnstube hing. In seinen Zügen erinnerte mich stets etwas an den Dichter Hauch.

Schröder muß auch so etwas wie ein Kunstliebhaber gewesen sein, denn in der Villa des Konsuls Stub auf Möllenpris fand sich eine Marmorstatue, die er von seinem Schwiegervater geerbt hatte. In einer Handelsstadt wie Bergen war eine Bildhauerarbeit dieser Art eine Seltenheit; dagegen hatte man ringsum in den Häusern nicht wenige Gemälde.

Die Statue, die recht schön war, stellte einen jungen Knaben vor (wahrscheinlich eine Kopie nach Thorvaldsen). Mein biederer Prinzipal, der früher Seemann gewesen war und sich besser auf Geld als auf Kunstgegenstände verstand, nahm Anstoß an der Nacktheit der Statue und drehte sie mit dem Gesicht nach der Wand um, so daß der Beschauer nur die Rückseite zu sehen bekam. Ich mußte über die Prüderie des alten Seemanns lachen, und machte den Versuch, der Figur eine natürlichere Stellung zu geben, — aber da kam ich schlecht an.

— Von Frau Magdalene Thoresen, in deren Hause er die junge Dame kennen lernte, die später seine Frau wurde, sprach er oft.

Frau Thoresen hatte eine Art literarischen Salons, ihr Haus lag dicht an der Kreuzkirche, ein paar Schritt von der Unteroffiziersschule, und existiert noch heute; dort traf Ibsen mit mehreren der hervorragendsten Männer Bergens zusammen, u. a. dem berühmten Oberarzt Danielsen und dem Rektor Steen, dem spätern Staatsminister.

Doch ich hatte den Eindruck, daß Ibsen, so wie Björnson (der übrigens seinerzeit ihre „Gedichte einer

Dame" herausgab), Frau Thoresens Persönlichkeit mehr schätzte als ihre Dichtung, deren erzwungenes Norwegertum und deren überströmendes Pathos Ibsens Kritik oft beschäftigte.*)

So nahm er einmal eine Szene aus „Herluf Nordahl" scharf aufs Korn, nachdem er das Stück eben gelesen hatte.

Dicht bei Bergen liegt „Svartediket", ein tristes Felsengewässer, worin verzweifelte Menschen hie und da den Tod gesucht haben . . . Bei Frau Thoresen wird die Anzahl der Opfer jedoch so groß, daß ein Mann Tag und Nacht in einer Hütte am Wasser sitzen und die Leichen herausfischen muß, so daß der Ort in ihrer Wiedergabe ein Seitenstück zu la morgue in Paris wird.

Ibsen lachte über diese Schilderung, die in ihrer Übertreibung das Komische streift, er lachte so herzlich, daß es Frau Ibsens Mißfallen erregte. — Frau Ibsen ist eine Frau mit starkem Gefühl, sie idealisiert die Menschen, die sie lieb hat, und kann keine Fehler bei ihnen sehen.

Als ich, um Ibsen zu Hilfe zu kommen, bemerkte: „Aber Ihre Stiefmutter schreibt doch auch recht wunderlich!" sagte seine Frau schnell und energisch: „Mutter, wenn ich bitten darf, Mutter."

Sie liebte in Frau Thoresen die Dichterin und

*) In Ibsens „Briefen" wird man neben Lobreden verschiedene recht scharfe Äußerungen über Frau Thoresens Dichten finden.

den Menschen und man hat allen Grund zu glauben, daß Frau Ibsen das Vorbild der jungen Hilde in der „Frau vom Meer" ist. Jener Hilde, die der schönen, begabten Stiefmutter so leidenschaftlich zugetan ist, während diese ganz in ihren Phantasien aufgeht und wenig Notiz von ihr nimmt . . .

Ibsen mußte freilich einräumen, daß Frau Thoresen ein „warmes lyrisches Gemüt" besitze. Auch nach meiner Ansicht sind ihre Gedichte das Schönste, was sie geschrieben hat; und wenn ihre sogenannten „norwegischen" Erzählungen längst vergessen sein werden, wird man sich ihrer Lieder noch mit Freuden erinnern, z. B. des einen, zu dem Nordråk eine so wunderbar traurige Melodie komponiert hat:

„Ach! gesucht, ach! gesucht hab' ich lange —"

Bei dem alten Schiffsreeder Nielsen in Bergen (einem Onkel von Frau Nandi Blehr) war auch Ibsen eingeführt.

Nielsen veranstaltete einmal eine große Abendgesellschaft ihm zu Ehren. Nach Tisch ging man auf den in der Nähe liegenden „Klosterhügel" und genoß die Aussicht über die Stadt . . . Es war Mondschein, und in dieser traumhaften Beleuchtung ist Bergen mit seinem wechselnden Terrain, das so reich ist an Licht und Schatten, doppelt schön . . . Unter ihnen lag die „Bucht" mit ihrem Wald von schwarzen Masten und mit ihren roten und grünen Laternen, und der Mond schlug eine zitternde Silberbrücke über den Fjord, auf dessen andrer Seite sich die historischen

Punkte der Stadt befinden: Sverresborg, der Walkendorfsturm und die Königshalle.

Ibsen war besonders in die Betrachtung der Königshalle vertieft, die damals ganz verfallen war und als Kornspeicher diente, — und die Bergener Freunde, die Ibsen begleiteten, sagen, daß er in dieser Abendstunde, als der Wind sich gelegt hatte und der Mond feierlich durch die schwarzen Wolken über den Fels glitt, die Idee zu seinem bekannten Gedicht: „König Håkons Festhalle“ gefaßt habe.

Vielleicht ist in dieser Stunde auch, beim Anblick der Halle, das Drama „Die Kronprätendenten“ den Umrissen nach vor Ibsen aufgedämmert. Da drinnen hatte ja Håkon mit seiner Königin Margrethe gewohnt, der Tochter des Herzogs Skule — — —

Wenn ich mit Ibsen vertraut zusammensaß und Erinnerungen aus Bergen wachrief, so war da immer etwas, wonach ich ihn so gern gefragt hätte; es betraf die Forderung zum Duell, die er in heißblütiger Jugend Låding übersandt hatte, der damals, wie gesagt, Mitregisseur am Theater war; aber ich fühlte, daß das Thema zu delikat sei, und schwieg darum weislich.

Ibsen und Henrikke Holst

In meiner frühesten Jugend habe ich in Bergen bei einer Dilettantenvorstellung mitgewirkt. Sie fand zu einem wohltätigen Zweck statt. Man gab ein Stück von Paul Lindau: „Liebe und Kritik", worin die später so berühmt gewordene Dichterin Frau Amalie Skram (die damalige Frau Müller) die Hauptrolle spielte.

Nicht in diesem Stück, sondern in einer Studentenkomödie „Der Schah von Persien in Holmestrand", die gleichzeitig aufgeführt wurde, debütierte ich vor dem kritischen Publikum meiner Vaterstadt in einer kleinen Dienerrolle, mit der ich mich sehr schlecht abfand. Einen Hut, den ich auf die Bühne zu bringen hatte, vergaß ich stets im richtigen Augenblick abzuliefern, was mir von meinen Mitspielern erbitterte Seitenblicke eintrug.

Und ich hatte einmal davon geträumt, Schauspieler zu werden! — So kann man sich über seine Bestimmung hier auf der Welt täuschen.

Unter den auftretenden Dilettanten war eine Dame, die mir besonders auffiel. Es war Frau Rikke Tresselt, geb. Holst (eine Schwester des Justizsekretärs H.), die mit einem Kaufmann in Bergen verheiratet und Mutter einer großen Kinderschar war. Doch die vielen häuslichen Sorgen hatten ihr nichts anhaben können, sie war jugendlich frisch und heiter, hatte ein lachendes Gesicht und eine mädchenhaft schlanke Figur, — in ihrem lustigen Wesen und ihren derben Antworten lag nicht wenig von einer Holbergschen Pernille.

Ich hatte meine Gründe dazu, mich für diese Dame zu interessieren; war ich doch schon damals ein großer Ibsenverehrer; und nun hatte man mir ins Ohr geflüstert, Frau Tresselt sei eine von Ibsens Jugendflammen gewesen, als er sich in den fünfziger Jahren als Regisseur an unserer Bühne aufhielt, und in seiner Verliebtheit habe er ihr mehrere Gedichte gewidmet.

So oft Frau Tresselt in den Kulissen stand, in ihrer Rolle lesend oder mit einem Mitspielenden plaudernd, versuchte ich, mich ihr zu nähern. Sie war freundlich und aufrichtig — nichts weniger als abweisend. Schließlich wurden wir recht vertraut miteinander, — doch Ibsens Namen vermied ich in unserm Gespräch. Eine gewisse Scheu hielt mich davon ab, das delikate Thema zu berühren.

Dann verließ ich Bergen und war viele Jahre lang fort. Zusammen mit Eduard Grieg reiste ich 1876 nach Bayreuth, um die ersten Wagnervorstellungen zu besuchen, — und von da fuhren wir nach Gossensaß, dem Städtchen am Fuße des Brennerpasses, wo ich Ibsen traf.

Oft sprach ich mit Ibsen über meine Vaterstadt, die er so gut kannte, und aus der er sich seine Gattin geholt hatte.

Ibsen wußte nur Gutes von Bergen zu sagen, dieser „Stadt ohne Pöbel", wie er sie einmal nannte, obwohl die Bergener nicht immer liebenswürdig gegen ihn gewesen waren. Sie sind unbeständig und launisch wie die Windstöße vom Meere her, die die

Stadt so oft heimsuchen. An dem einen Tage ist man Gegenstand ihrer Begeisterung, am nächsten fällt man ihrer schonungslosen Kritik anheim. Mäßigung in Lob und Tadel kennen sie nicht.

Eines Abends erzählte ich Ibsen von meiner Theatertollheit —, daß ich in einer Dilettantenaufführung in Bergen aufgetreten und daß Frau Tresselt unter den Mitspielenden gewesen sei.

Ibsen lächelte, als er den Namen hörte — ich bemerkte, daß liebe Erinnerungen in ihm wach wurden.

„Ja, Sie können mir's glauben, das ist mal ein frisches junges Mädel gewesen," sagte er nach einer längern gedankenvollen Pause. „Man findet den Menschenschlag nur in Bergen. Wie genau entsinne ich mich eines Sommertags, als sie kam und mir guten Tag sagte. Ich saß rauchend auf der Treppe des Sontumschen Hotels*), da kam sie angesprungen, rot und warm, und rief zu mir herauf: ‚Guten Tag, Ibsen! Haben Sie heut keinen Zweischillingskuchen für mich?'

„Sie machte sich nun einmal so viel aus Süßigkeiten," fügte er hinzu.

Während Ibsen sprach, sah ich die ganze Szenerie vor mir, die ich so gut aus meiner Kindheit kannte . . . das alte Hotel Sontum, wo Ibsen wohnte, mit seinen grünen Bäumen davor, dem Zollamt in

*) Herr Sontum war der Bruder jener Frau Ingenieur Andersen, der Ibsen so viel Freundschaft erwies. Ihre Tochter war die bekannte Pianistin Hildur Andersen. In der Familie Sontum machte Rikke Holst die Bekanntschaft Ibsens. Ihre Eltern und Sontums waren befreundet.

der Nähe und dem Fjord dicht dabei — Ibsen in guter Laune auf der Altantreppe mit dem Kaffee und der Zigarre, den Kopf voll brausender Lyrik; die junge, schöne Bergenerin im Übergangsalter, die sich ihm vertrauensvoll und ohne Zeremonie nähert.

Er war ja nicht wie andre Sterbliche, das wußte sie, er war ja ein Dichter, der volles und reges Interesse für alles besaß, was in einem kleinen, rätselhaften Backfischherz vorgeht.

Natürlich bekam sie den Kuchen, — und dann gingen sie in dem herrlichen Wetter spazieren, nach Nordnäs hinaus.

Doch Ibsen vertraute mir nicht an, was ich aus bester Quelle später erfahren habe, daß er auf einem dieser Spaziergänge mit der sechzehnjährigen, noch nicht konfirmierten Rikke Holst unerwartet ihrem gestrengen Vater begegnete, für den die Aussicht, daß ein brotloser Poet mit seiner lieben Tochter auf und davon lief, nichts weniger als verlockend war . . .

Sie schwärmten gerade in idyllischer Ruhe auf dem „Klosterhügel", als der Vater sie überraschte. Die kleine Rikke sah sofort, daß der Vater sehr wütend sei, und sie fürchtete eine Szene. Ibsen wahrscheinlich desgleichen, — und da er ebensowenig wie Goethe ein Heros war, wenn es das praktische Leben galt, ergriff er ohne weiteres die Flucht und überließ es dem jungen Mädchen, sich, so gut sie konnte, aus der Patsche zu ziehn.

Ich habe allen Grund anzunehmen, daß das wenig mutige Auftreten Ibsens bei dieser Gelegenheit die

Begeisterung der kleinen Rikke für ihn stark abkühlte nnd dazu beitrug, daß sie schließlich auseinander kamen . . . Sie hat mir jedenfalls selbst gesagt, sie habe erwartet, daß er als kühner Rittersmann vor den Vater hintreten und um ihre Hand bitten würde.

Aber wir beurteilen Ibsen wohl milder . . . Die Situation war unleugbar böse . . . Was sollte Ibsen machen? Er war nicht in die Familie eingeführt, dem Vater nicht vorgestellt, und an ein bindendes Verhältnis hat er kaum gedacht . . .

Das Ganze hatte den Charakter einer Jugendliebe, eines erotischen Falterspiels, aus dem beide Teile mit unberührten Flügeln hervorgingen und mit einer schönen Erinnerung fürs ganze Leben. Auf Ibsens Seite war gewiß Ernst im Spiele, für das sechzehnjährige Kind jedoch, das Eros nur mit Namen kannte, war alles Spiel.

Was Ibsen bei der blutjungen Bergenerin mit den dunkeln Augen und dem heitern Lachen hinriß, war ihre Blütenfrische und Unmittelbarkeit, das Fehlen alles Angelernten und Konventionellen an ihr, ihre echte Bergener Lust zu allerhand Narrenspossen und tollen Streichen . . . Unter den gezierten Damen eines Salons, unter reifen Jungfrauen und Matronen muß sie wie eine Offenbarung der Natur gewirkt haben, wie ein Gruß aus Feld und Wald . . . Über der jungen Rikke Holst hat die gleiche Naivität und funkelnde Lebensfreude gelegen, die Goethe an Christiane Vulpius so bezauberten.

Doch Ibsen hat uns ihre Gestalt selbst am besten in dem Gedicht „Feldblumen und Topfpflanzen" gezeichnet, das an sie gerichtet ist.

Man sieht aus dem Gedicht, daß die Leute sich über Ibsens Geschmack wunderten: wie er die Gesellschaft des fröhlichen, ungebildeten Mädchens dem Verkehr mit den ästhetischen Damen der Stadt vorziehen könne, die am Teetisch so schön von Wergeland und Welhaven zu deklamieren verstanden:

„Mein Gott, wie ist Ihr Geschmack zu verstehn,
Wo haben Sie nur Ihre Augen!
Sie ist keine Schönheit, und, kritisch besehn,
Sie scheint mir nur wenig zu taugen." —

Ich träfe den Ton mehr, ja, das ist wahr,
Der üblichen Tagesdramen,
Dafern ich mir kieste ein Exemplar
Aus dem Kreis der normalen Damen.

Wie prangt das doch auf dem Fensterbrett
Als Winterflora so zierlich;
Im kachelofengewärmten Bett
Seines Topfs, wie grünt das manierlich!

Und nach ihrem Winterschlaf — wie nach der Schnu
Die Zweiglein im Blütenschmuck strahlen!
Ja, wär' ich vernünftig, ich ehlichte nur
Aus der Mitte der vielen Normalen.

Du predigst, Muhme Vernunft, in den Wind!
Du machst aus mir keinen Frommern!
Bedenk', sie ist ein Feldblumenkind
Von sechzehn schimmernden Sommern.*)

Manchmal überraschte Ibsen sie mit der Übersendung kleiner Gedichte. Als sie ihm einmal einen Strauß Aurikeln verehrt hatte, erhielt sie gleich darauf die Verse „An meine Aurikel," die bisher noch nicht veröffentlicht worden sind, da Ibsen sie nicht in seine Gedichtsammlung aufgenommen hatte.

Das Gedicht ist nicht bedeutend und hat in seiner jugendlichen Sentimentalität sehr wenig von dem spätern Ibsen. Doch uns interessiert es nicht nur, weil es uns die Entwickelungsstufe zeigt, auf der Ibsen damals als Lyriker stand, sondern auch durch die trübe Ahnung von der baldigen Auflösung des Ver-

---

*) In Ibsens „Briefen" schreibt er an den Etatsrat P. Hansen: „,Die Herrin von Östrot' beruht auf einer schnell angeknüpften und gewaltsam abgebrochnen Liebschaft, auf die sich auch einige kleinere Gedichte, wie ,Feldblumen und Topfpflanzen', ,Eine Vogelweise', zurückführen lassen. — Das Fest auf Solhaug ist eine Studie, zu der ich mich nicht mehr bekenne; aber auch dieses Stück hatte eine persönliche Veranlassung."

Daß die genannten Gedichte an Rikke Holst gerichtet sind, wissen wir jetzt; welche Verbindung jedoch zwischen dieser „Liebschaft" wie Ibsen so charakteristisch sagt, und der „Herrin von Östrot", besteht, ist mir unerklärlich. — Sollte Fräulein Holst das Vorbild der Elene in diesem Stücke sein? Ist auch „Das Fest auf Solhaug", das in Bergen geschrieben wurde, von ihr inspiriert?

hältnisses, die hindurchgeht und sich besonders in den Schlußzeilen offenbart.*)

An meine Aurikel

Liebliche Blume im Kelchblätterkranze,
Schnell wie ein Traum deine Herrlichkeit weicht,
Nimmermehr badet im Tauperlenglanze
Sich dieser Kelch, der sich welkend jetzt neigt.

Mir ward gesagt, daß im Blumenschoße
Elfchen spielten mit Schmetterlingsschwingen.
Brichst du den Stiel, ringt mit zitterndem Klingen
Sterbend der Elf von der Blüte sich los.

In meiner lieblichen Blume doch lebt
Ein Elfchen noch, wie ein Vöglein im Nest,
Elf der Erinnerung, wehmutdurchbebt
Hält meine schwärmende Seele dich fest.

Hier in dem stillen, dem einsamen Haus
Träume und Bilder mir kommen und schwinden,
Stimmengeflüster mit Frühlingswinden
Klingt aus der heimlichen Stille heraus.

Bin bald vergessen, und auf meinem Schatz
Winternächte gleich Grabhügeln brüten,
Dann will mein Blümlein an heiligem Platz
Treu als mein köstliches Kleinod ich hüten.

---

*) Die beiden folgenden Gedichte, sowie das im vorletzten Kapitel veröffentlichte hat Cläre Mjoen verdeutscht.

Bei einer andern Gelegenheit sandte Ibsen ihr eine prächtige, hellrote Rose, die er von dem kleinen Rosenstrauch abgepflückt hatte, der an seinem Fenster stand, und den er selbst gepflegt hatte. Die Blume war begleitet von folgendem Impromptu:

Mit einer Rose

Mein kleines Röslein, verzeih, verzeih.
Ich breche dein junges Leben entzwei
In der blumigen Schwestern Gewimmel.
Doch traure nicht. Wisse, aus Leid und Nacht
Erwachst du, da wo auch der Mensch einst erwacht,
— Im Himmel.

Die kleine Rikke war nicht sehr literarisch, — sie war ja ein „Feldblumenkind“, — aber so viel verstand sie doch, daß die Blume in den Himmel kam, wenn sie ihr übersandt wurde; und sie freute sich nicht wenig über die Rose und das Gedicht ... Und wie schmeichelte es ihrer kindlichen Eitelkeit, daß ein Dichter, ein wirklicher Dichter, sie auszeichnete.

Die Nygårdsallee war ein beliebter Spaziergang der Bergener in jenen Tagen. Meist wurde sie jedoch des Sonntags besucht, sonst war sie so verlassen und still, wie ein Liebespaar es sich nur wünschen kann. Dort unter dem grünen, rauschenden Laube ist Ibsen mit der Dame seines Herzens auf einem der abgeschlossenen Seitenpfade gewandert, während das Lungegårdswasser, von dem Ibsen in einem Jugendgedicht sagt, daß es klar und tief sei wie das Auge der Bergenerinnen,

lächelnd dort unten lag, mit den malerischen, mit Villen bestreuten Höhen, und während sich im Hintergrunde gewaltig „Ulrikken“ erhob, in braungrauem oder rotviolettem Farbenton, je nachdem die Sonne hoch oder tief stand . . .

Doch die Stelle, wo die beiden am liebsten spazieren gingen, war draußen auf der Nordnässpitze mit dem Fjord davor und der Aussicht auf die Åsk-Insel. Jetzt liegt dort ein Park, aber damals waren da grüne Felder und kleine Felskuppen, und die einsame Spitze war wie geschaffen zum Stelldichein.

Der galante Ibsen hatte mitunter Kuchen oder Obst mit, — im Herbst waren es besonders Kirschen —; denn er wußte ja, daß man in Rikkes glücklichem Alter so gerne nascht, und daß der Appetit oft ebenso große Forderungen stellt wie das schwärmende Herz . . .

Doch auf diesen heimlichen Gängen waren sie in der Regel gar nicht allein. Eine Freundin von Fräulein Holst, Fräulein Lossius (die spätere Frau Petersen), begleitete sie in einiger Entfernung als sauvegarde . . . Besonders fürchtete das Paar, daß der Vater ihnen aufpassen würde.*)

Und doch hätte der Vater recht gut Zeuge dessen sein können, was zwischen den beiden vorging, denn Ibsen war in seinem Verhältnis zu der Tochter die

*) Ibsen sandte viele, viele Jahre später ein kleines Billett an Frau Petersen, worin er sich alter Tage entsann und u. a. schrieb: „Dank, weil Sie so treue Wacht gehalten haben.“

Ritterlichkeit selbst. Nicht einmal ihre starke Ausgelassenheit vermochte seine Ehrerbietung zu dämpfen. Er nannte sie immer „Sie" und erlaubte sich nicht die unschuldigste Freiheit. So vermied er es stets, sie bei der Hand zu nehmen.

Erst als sie sich nach langjähriger Trennung wiedersahen, sagte Ibsen unwillkürlich „du" zu ihr, — und diese Vertraulichkeit erwiderte sie aus vollem Herzen . . .*)

Nach so einem unschuldigen Stelldichein im Grünen, als der Kopf ihm erfüllt war von Blumenduft, Vogelgezwitscher und Liebesgedanken, als Wehmut über den Bruch ihn durchbebte, der naturnotwendig kommen mußte oder vielleicht in seinen Gedanken bereits erfolgt war, hat Ibsen seine von Heine stark beeinflußte „Vogelweise" gedichtet.

Er hatte sich noch nicht selbst in der Gewalt, und der Geist hatte noch nicht das Ibsensche Gepräge erhalten; war er doch damals noch so jung, erst wenig über zwanzig Jahre:

Wir wandelten im Lenz einst
Im Park für uns so fort;
Lockend wie ein Geheimnis
War der verbotene Ort.

Die lauen Weste fächelten,
Der Himmel war so blau;
Hoch in der Linde saß und sang
Des Sperlings junge Frau.

---

*) Nach Mitteilungen von Frau Tresselt.

Ich malte Dichterbilder,
Wie Regenbogen bunt;
Zwei braune Augen hingen
Leuchtend an meinem Mund.

Mit Wispern und mit Lachen
Flog's ob uns hin und her; —
Doch wir, wir sagten: Schatz, fahrwohl!
Und sahn uns nimmermehr. —

Und wandr' ich jetzo einsam
Den Lindengang im Park,
So macht's das kleine Federvolk
Mir manchmal schier zu arg.

Frau Sperling hat behorcht uns,
Dieweil wir blind geschwätzt,
Und hat auf uns ein Lied gemacht
Und in Musik gesetzt.

Und alle singen's nach nun;
Es ist kein Zweig im Hag,
Da nicht ein Nasweis trällerte
Von jenem lichten Tag.

Eine Reihe von Jahren verging, dann verlobte sich Ibsen mit Fräulein Susanna Thoresen, der Tochter des Propstes Thoresen von der Kreuzkirche, der Stieftochter der Dichterin Magdalene Thoresen, — und verließ Bergen.

Die kleine Rikke hatte sich inzwischen längst mit dem Großkaufmann Tresselt verheiratet. Der Abschied

zwischen ihr und Ibsen hatte stattgefunden, ohne daß ein Stachel zurückgeblieben war, — es war, wie Ibsen selbst schildert, kein bitteres Lebewohl.

Das Verhältnis zwischen ihnen glich einem kleinen Sommerlustspiel, das für einen Augenblick eine ernste Wendung zu nehmen droht, sich zum Schlusse aber in schöne Harmonie auflöst.

Die „Dichterbilder", die Ibsen dem jungen Mädchen einmal auf den Spaziergängen in der „verbotnen" Allee ausmalte, hat sie später im Leben nie vergessen können. Ja, an der Seite des Großkaufmanns, als würdige Ehefrau und Mutter, in Küche und Kinderstube, bedeutete es ein Glück für sie, sich des „lichten Tages" ihrer Jugend zu entsinnen.

Mit Stolz verfolgte sie Ibsen auf seiner spätern, so strahlenden Bahn; und ein Gerücht will wissen, daß sie ihm einmal, nachdem sie eins seiner Bücher gelesen, das besondern Eindruck auf sie machte, ein kleines naives Dankgedicht übersandte, und daß das den berühmten Dichter sehr rührte. Brachte es ihm doch einen ganzen Abschnitt seines Lebens wieder vor Augen, vielleicht den poesiereichsten und hellsten, den Aufenthalt in Bergen zwischen den sieben alten Felsgipfeln, die ersten Liebesgedanken, die ersten Dichterträume . . .

Vor ein paar Jahren, während eines Sommerbesuches in Bergen, suchte ich Frau Tresselt auf, die ich seit jener Dilettantenvorstellung in Bergen, anfangs der siebziger Jahre, nicht mehr gesehen hatte.

Sie hatte sich nicht sehr verändert, nur einzelne

graue Streifen waren in dem dunkeln Haar, und die Augen waren noch jung und voll Schelmerei . . .

Es ist übrigens eine Tatsache, daß die Bergenerinnen ihr gutes Äußere bis ins Alter bewahren. Die feucht-milde Luft erhält ihren Teint frisch, und die Holbergsche Laune und Lustigkeit, die sie ererbt haben, bewahrt den Sinn jung.

Björnson äußerte einmal, nach einem Aufenthalt in Bergen, er habe selten so viele glückliche Menschen auf einem Fleck zusammen gesehen.

Frau Tresselt empfing mich freundlich wie einen guten alten Bekannten, sie führte mich in einen Salon voll Blumen (diese große Blumenliebe ist auch eine Eigentümlichkeit der Bergenerinnen), mit der Aussicht auf Ulrikken, den alten Fels, den sie in ihrer Jugend an einem schönen Pfingstmorgen zusammen mit Ibsen erstiegen hatte.

Wir kamen natürlich gleich auf den großen Dichter zu sprechen, dem wir beide nahegestanden hatten, und den wir beide bewunderten.

Frau Tresselt erzählte mir in ihrer lebhaften Art viele Züge von ihm aus der Jugendzeit; ich bedaure, daß ich mich nicht mehr an alles erinnere, denn alles war bemerkenswert.

Ibsen trug sich sehr soigniert, ja, in seiner Kleidung trieb er es bis zur Pedanterie.

Sein Rock war mit vorn sehr weiten Ärmeln versehen, sogenannten „Engageantärmeln", und diese waren wieder mit einer Art langer Spitzenmanschetten verziert (eine Mode, die die andern Herren nicht mitmachten). Eine Hemdkrause trug er immer.

8*

Sein Äußeres mit dem braunen Teint, dem schwarzen Vollbart und Haar, war in der Jugend mehr interessant als eigentlich schön, wie Frau Tresselt sagte. Meine eigne Ansicht ist: wenn Ibsens Definition vom Schönen als dem Charaktervollen stichhält, so muß er recht gut ausgesehen haben.

Die gleiche peinliche Ordnung herrschte in seinen Zimmern: Die Möbel waren ohne ein Stäubchen, und in den Fenstern standen zierliche Blumentöpfe; sie hat selbst seine damalige Wohnung gesehn, da er sie ein paarmal zur Vormittags-Schokolade, zusammen mit der Familie Sontum und einigen ihrer Freundinnen, zu sich eingeladen hatte.

Eine Grundlovsfeier am 17. Mai, die sie zusammen mit Ibsen begangen hatte, und bei der auch Ole Bull zugegen war, konnte sie nie vergessen.

Ibsen hielt die Festrede. Er war als Bergmann gekleidet und trat aus einer Grotte auf die Tribüne, die auf dem Marktplatz errichtet war, nicht auf „Engen", wo man den Tag später festlich zu begehen pflegte. Von der langen Rede Ibsens konnte sie sich bloß darauf besinnen, daß er sich besonders an die Jungen in der Versammlung wandte und ihnen in warmen, dichterischen Worten die Sache Norwegens ans Herz legte.

Schließlich erzählte mir Frau Tresselt, daß Ibsen im Jahre 1885 bei einem Besuch Bergens von neuem mit ihr zusammengetroffen sei.

Doch dieser Besuch Ibsens verdient ein paar Worte für sich. Er kam damals nach Bergen nicht mehr als der junge Schriftsteller, dessen Ruf noch umstritten war,

sondern als der weltberühmt gewordene Dichter, als der erste Dramatiker unsrer Zeit, der alle kritischen Federn Europas in Bewegung setzte, und dem auch sein alter Widersacher, Björnstjerne Björnson, huldigte.

(„Die größte dramatische Kraft, über die jetzt ein Dichter verfügt, besitzt Henrik Ibsen," schrieb Björnson in einer amerikanischen Zeitschrift.)

Ibsen hatte allen Grund, diesmal einen offiziellen festlichen Empfang der Bürgerschaft zu erwarten, in einer Stadt, deren Bühne er die besten Kräfte seiner Jugend gewidmet hatte; doch es kam anders.

Als das Dampfschiff sich der Landungsbrücke näherte, trat Ibsen, wie ich erfahren habe, in Galakleidung aufs Deck und sah erwartungsvoll nach dem Lande hinüber. Niemand von den Bergener Behörden oder literarischen Spitzen hatte sich eingefunden, um die Honneurs zu machen.

Nur vier Originale der Stadt, mit denen Ibsen in seiner „Sturm- und Drangperiode" bekannt gewesen, als er weniger wählerisch in seinem Verkehr war, hatten sich eingestellt, um den Kameraden aus der alten Zeit zu begrüßen.

Da war der Makler Peter Kieding, ein heller Kopf, bekannt wegen seiner Witze, die die Runde durch die Stadt machten, der Kirchendiener Dahl, ein naher Verwandter des berühmten Malers, ein jovialer Herr, der ein gutes Glas Wein sehr liebte, Herr Parelius, ein alter musikalischer Schneidermeister, der seinerzeit in dem Bergener Theater im Orchester mitgewirkt hatte, und noch ein Vierter.

„Willkommen, alter Henrik!“ rief der muntre Kirchendiener, der sich zur Feier des Tages bereits eine Extra-Herzenslabung geleistet hatte, als er Ibsen erblickte.

Schnell verschwand der Dichter unten im Salon und kam erst später ans Land.

Als ich von diesem seltsamen Empfang mit Peter Blytt sprach, einem Freunde Ibsens und einem der angesehensten Bürger der Stadt, — er war Meister vom Stuhl und man nannte ihn im Scherze „König Peter“ —, mußte Blytt einräumen, daß er selbst auf eine Art schuld daran sei. War er doch der offizielle Festarrangeur und Festredner der Stadt. — Wenn er bei dieser Gelegenheit nichts in die Wege leitete, so geschah das, weil er im Augenblick mit einem großen Börsengeschäft zu tun hatte.

Ich entsinne mich recht wohl, daß ich Blytt vorwarf, daß er die Geschäfte an diesem einen Tag nicht habe ruhen lassen, selbst auf die Gefahr hin, daß er etwas Geld verlor. Man habe ja nicht jeden Tag einen Henrik Ibsen zu Gast. Das Wichtigste sei doch gewesen, den Dichter zu feiern, den alten Freund, der inzwischen dem ganzen Lande als einer von den Großen der Welt Ehre gemacht hatte.

Doch Blytt, der eine seltsame Mischung eines Geschäftsgenies und begeisterten Lyrikers war, gab mir nicht ganz recht; das konnte ich an seiner feierlichen Miene sehen.

Blytt bekam denn auch Ibsens Unzufriedenheit zu fühlen . . . Als er am Tage darauf den Dichter begrüßte, wurde er recht kühl aufgenommen. —

Doch zurück zu Frau Tresselt!

Sie erzählte also, sie habe Ibsen im Jahre 1885 wiedergesehn, — und sie fügte hinzu, daß zwischen dem ersten Mal, als sie dem Dichter begegnete — und dem letzten Zusammentreffen über dreißig Jahre vergangen waren: ein ganzes Menschenalter.

Was für ein Wiedersehn das gewesen sein muß! Wieviel — und wie Verschiedenes — hatten die beiden in der Zwischenzeit erlebt!

Er draußen in dem großen Europa, von den ihm huldigenden Zeitgenossen wie auf einen Thron erhoben, — sie, zu Hause vegetierend, in der Stille und Unbemerktheit der Provinzstadt.

Und dann schilderte mir Frau Tresselt die Begegnung.

Sie sprach Bergener Dialekt, wie es selbst die vornehmern Familien meiner Vaterstadt tun, wenn sie im vertrauten Kreise sind. Und nichts ist natürlicher. Denn dieser Dialekt ist ein Überrest unserer alten norwegischen Sprache, die Snorre schrieb und unsere Könige sprachen, und die sich an unsrer isolierten Westküste bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Frau Tresselt war es nicht darum zu tun, „la grande dame“ zu spielen, — und sie ist es auch nie gewesen, wie wir aus Ibsens Gedicht an sie wissen. Sie war etwas andres und Bessres, ein frischer Naturmensch, ein „Feldblumenkind“, schlicht und aufrichtig in Manieren und Sprache, voll Mutterwitz und drastischer Laune . . . Und herzlich lachen konnte sie immer noch, den Jahren zum Trotz.

„Ich habe einen Strauß Feldblumen mitgenommen, — er hat die ja so gern,“ begann sie, „und bin ins Hotel zu ihm gegangen . . . Ich versichre Ihnen, ich hatte Herzklopfen wie ein junges Mädchen, als ich die Treppe hinaufstieg . . . Trotzdem wir so viele Jahre getrennt gewesen, erkannte er mich sofort, und ich verstand seine Freude über das Wiedersehn.“ —

Frau Tresselt machte eine lange Pause.

„Was haben Sie denn zu ihm gesagt?“ fragte ich und vergaß in meinem Eifer alle Diskretion. „Es muß eine merkwürdige Unterhaltung gewesen sein —.“

Sie lächelte etwas listig, — ja, es war ein richtiges Spitzbubenlächeln.

„Das erste, was ich zu ihm sagte, war: ‚Du kannst mir glauben, Ibsen, daß ich mir heute meine alte Physiognomie oft im Spiegel besehen habe . . . Denn ich wollt' so gern ein bißchen hübsch sein, jetzt, wo ich vor dein Antlitz treten sollte . . . Ich wollte so gern, daß du mich nicht allzu verändert finden möchtest, daß ich dir ein wenig gefiele, wie in alten Zeiten‘.“

Ibsen machte ihr ein passendes Kompliment und ergriff gerührt ihre Hände.

Sie dankte ihm für sein Schauspiel, das sie mit großer Freude gelesen habe. Ibsen fragte sie:

„Hast du nun irgend eine Spur von dir und unserm Jugendverhältnis in meinen Dichtungen gefunden?“

Frau Tresselt lachte.

„Laß mich mal nachdenken . . . Ja, es müßte denn schon die ‚Mutter Strohmann‘ in der ‚Komödie

der Liebe' sein — die mit den acht Kindern und dem ewigen Strickzeug."

Ibsen protestierte ... Er meinte, sie habe andere, weniger prosaische Spuren hinterlassen, ohne jedoch die Figur zu nennen, zu der sie Modell gestanden hatte.*)

Dann erzählte er ihr von seinem Leben seit der Bergener Zeit, von seiner Familie und seinen Reisen. Schließlich fragte er sie, indem er sie wehmütig-forschend durch die Brille betrachtete: „Aber wie ist es denn dir in all diesen Jahren ergangen?"

„Ach, red' doch nicht davon!" unterbrach sie ihn mit lächelndem Kopfschütteln. „Während du die Gedichte geschrieben hast, die dich berühmt gemacht haben, hab' ich nur Kinder zur Welt gebracht und Kleider geflickt."

Ibsen lachte und reichte ihr die Hand, — er fühlte, daß er wieder in der Stadt Holbergs war.

„Du bist und bleibst die Alte, Mütterchen . . Gott segne dich!"

Und so trennten sich die beiden alten Freunde.

Doch es war nicht der letzte Abschied. Ibsen, der stets Korrekte, stattete ihr vor seiner Abreise noch einen Besuch ab; und als Frau Tresselt später in Familienangelegenheiten Christiania besuchte, war sie mehrmals zu Gast in dem Dichterheim in der Arbinsgade, wo Ibsen und nicht minder seine hochsinnige Gattin sie mit der größten Liebenswürdigkeit aufnahmen.

---

*) In der reichen Frauengalerie in Ibsens Schaffen gibt es eigentlich nur eine Figur, die an die junge Rikke Holst erinnert, das ist die Hilde in „Baumeister Solneß".

Ibsen und Marie Thoresen

Wenn Ibsens Biographie einmal geschrieben werden wird, so wird man eine Reihe Frauen nennen, die in sein Leben eingegriffen haben, dank einem hohen Grade von Reinheit und Herzensgüte oder dank ausgeprägter geistiger Begabung.

Da ist seine alte, brave Mutter, deren Wesen er, seinen verschiedenen Seiten nach, dichterisch umgeformt, in der „Mutter Åse“ des „Peer Gynt“ und in der „Inga“ der „Kronprätendenten“ geschildert hat. Dann ist seine Gattin zu nennen, Frau Susanna, von der er in dem Gedicht „Dank“ sagt:

„Ihr Kreis ist der schwanken
Erscheinungen Troß,
Der meinen Gedanken
Geflügelt entsproß,“

und deren Charakter am meisten in der souveränen Gestalt der Frau Alving hervortritt, — sowie seine Schwester, Frau Hedwig Stousland, deren Wesen als Kind er so rührend in der „Wildente“ wiedergegeben hat.

Endlich ist neben Fräulein Bruun, Christoffer Bruuns Schwester, dem Vorbilde zu der „Agnes“ im „Brand“, die geniale Camilla Collett zu nennen, Frau Ibsens Freundin. In „Svanhild“ und der „Frau vom Meer“ hat Ibsen Züge der tiefen, reich zusammengesetzten Persönlichkeit Camilla Colletts verwertet.

„Es ist nun viele Jahre her,“ schrieb Ibsen an Camilla Collet nach der Veröffentlichung der „Frau vom Meer“, in deren Heldin sie halb erschreckt Seiten ihres intimsten Wesens enthüllt gefunden hatte, „daß Sie durch Ihren geistigen Lebensgang in irgend einer Form in meine Dichtung*) hineinzuspielen begannen.“

Aber außer diesen hat eine Frau Einfluß auf Ibsen geübt, die niemand nennt, und die wenige persönlich gekannt haben, da sie ein ganz stilles Leben im Schatten des häuslichen Kreises führte und überdies in verhältnismäßig jungen Jahren starb.

Es ist die Schwester seiner Frau, Marie Thoresen, die mehrere Jahre hindurch bei Ibsen in Dresden wohnte.

Von ihr schreibt Halvdan Koht in seiner vortrefflichen Einleitung zu Ibsens Briefen, daß von den Mitgliedern der Thoresenschen Familie Marie die einzige war, die wirkliche Bedeutung für die Person und das dichterische Schaffen Ibsens besaß, und daß sie ihm näher stand als die übrige Familie.

Marie stammte wie Frau Ibsen aus des Vaters, Propst Thoresens, zweiter Ehe mit Sara Dåe. Zum dritten Mal verheiratete er sich mit Magdalene Krag aus Dänemark, die sich später einen angesehenen Namen als Dichterin erwarb. Maries Jugend hätte gewiß freundlicher sein können. Sie war ein kleines

*) Bei dem „Fremden“, der Frau Ellida dämonisch beherrscht, soll Ibsen an Welhaven und seinen erstaunlichen Einfluß auf Camilla Wergeland gedacht haben.

Mädchen von 6 bis 7 Jahren, als sie eine Stiefmutter bekam; und was einem empfänglichen Kinderherz eine solche Veränderung bedeuten kann, ist bekannt. Diese Stiefmutter war gewiß die Herzensgüte und Liebenswürdigkeit selbst, nur zu sehr von literarischen Interessen, von Theater und Geselligkeit in Anspruch genommen, um sich des Hauses und der Kinder recht annehmen zu können.

Mit „Svanhild" in der „Komödie der Liebe" konnte Marie sagen:

„Ich war ja heimatlos im Mutterhaus
Und einsam war es in der eignen Seele."

Ihre Aufgabe im elterlichen Hause war es, zusammen mit ihrer Schwester Susanna für die jüngern Geschwister und für die kleinen Stiefgeschwister, die sich im Laufe der Jahre einfanden, zu sorgen und zu schaffen, — und dieses Amt verlieh Marie schon in jungen Jahren, wie mir eine Dame mitteilt, die ihr nahegestanden hat, einen „eigentümlichen, mütterlichen Liebreiz."

Sie war blond und sanft, nicht eigentlich schön, aber sehr fesselnd. Alle, die in ihre Nähe kamen, hatten sie gern.

Als sie Ibsen in Dresden besuchte, traf sie den Dichter in der gewiß glücklichsten Periode seines Lebens.

Er war im Hafen. Nach Sturm und Kampf war Stille eingetreten.

Nach der Veröffentlichung des „Brand" hatte Ibsen allgemeine Anerkennung gefunden. Und mit

dem steigenden Ruhme stellte sich auch das ökonomische Wohlbefinden ein. In Zukunft konnte er, von den Nahrungssorgen, die ihm die Jugend verbittert hatten, unbehelligt, ausschließlich seinem dichterischen Schaffen leben.

Wenn man Ibsens Briefe durchblättert, ist man überrascht über den hellen, frischen Ton, der die Dresdener Briefe vor den übrigen der Sammlung auszeichnet.

Man merkt, daß der Dichter in seinem Siegesbewußtsein für einen Augenblick ausruht und mit Wohlbehagen die erreichten Erfolge betrachtet, indem er dankbar Leid und Bitterkeit als notwendiges Glied des Ganzen begreift. Von den Differenzen hebt sich die schließliche Harmonie desto deutlicher ab . . .

So schreibt er an seinen Verleger Frederik Hegel:

„Ich befinde mich in einer glücklichen und versöhnten Gemütsstimmung — — — In Dresden lebt es sich sehr angenehm und sehr billig —“

Maries Aufenthalt in seinem Hause trug gewiß auch zu seinem veränderten Gemütszustande bei. Es gibt ja Frauen, die dem Hause durch ihre bloße Anwesenheit einen Schein von Licht, Liebreiz und Heiterkeit verleihen . . .

Still und vermittelnd betrat sie die Wohnstube des Dichters, wo es oft genug Kämpfe gab, wie sie natürlich sind zwischen zwei starken, ebenbürtigen Persönlichkeiten, die beide auf ihrem Rechte bestehen . . .

Eines Abends, als ich zusammen mit einer dänischen Dame bei Ibsens zu Gast war, stritten sich

Ibsen und seine Frau die ganze Zeit hindurch über den Wert eines soeben erschienenen Buches. Ibsen behauptete, es sei gut, seine Frau fand es schlecht; und als Ibsen im Eifer der Diskussion auf das größere Wissen pochte, das er als akademisch gebildeter Mann besitze, erwiderte Frau Ibsen ruhig, mit ihrem Fächer spielend, daß der Instinkt einer Frau ihr mehr sage als dem Manne alles Wissen.

Als ich die Dänin dann später nach Hause begleitete, sagte sie mit einem Seufzer: „Herrgott, die beiden können doch unmöglich glücklich zusammen sein."

Ich lachte und erwiderte: „Verstehn Sie denn nicht, daß Ibsen und seine Frau wie zwei gute, geistvolle Kameraden miteinander streiten, und daß eine solche Szene, wie wir sie heut abend erlebt haben, in keiner Weise ihr tieferes, seelisches Verhältnis zueinander berührt? . . . Würden Sie lieber an der Stelle dieser selbständigen Frau Ibsen, die ihrem Manne die Wahrheit sagt, und deren Charaktergröße wir doch alle bewundern, eine gewöhnliche Nachbeterin sehen?"

In einem vertraulichen Brief an einen dänischen Freund (Peter Hansen) spricht Ibsen sich selbst über seine Ehe aus, indem er das Glück preist, das er darin gefunden hat:

„Erst nachdem ich mich verheiratet hatte, bekam mein Leben einen gewichtigeren Inhalt. Die erste Frucht war ein längeres Gedicht: ‚Auf den Höhen'. Der Freiheitsdrang, der dieses Gedicht durchzieht, kam jedoch erst in der ‚Komödie der Liebe' zum vollen

Ausdruck. Dieses Buch veranlaßte in Norwegen viel Gerede; man zog meine persönlichen Verhältnisse in die Diskussion, und ich verlor sehr in der öffentlichen Meinung. Die einzige, die damals das Buch billigte, war meine Frau. Sie ist ein Charakter, wie ich ihn just brauche, — unlogisch, aber von starkem poetischem Instinkt, hoher Denkungsart, fast gewalttätig in ihrem Haß auf alle kleinlichen Rücksichten."

Und an seine Schwester in Skien, Frau Hedwig Stousland, schreibt er über das gleiche Thema:

„Meine Frau solltest du kennen; sie paßt ganz zu mir."

Die Schwestern waren jedoch sehr verschieden. Während Frau Ibsen sich dem Hjördis-Typus anschließt und mit ihrer Willenskraft und ihrem starken Gefühlsleben wie eine Figur der Sage wirken kann, verkörpert Marie ihren Gegensatz, die passiv-sanfte, aufopfernde, aber weniger bedeutende Frauennatur, die wir in Ibsens Dichtungen stets neben der Heldin finden.

Der Frau Inger steht ja eine Eline, der Hjördis eine Dagny, Hedda Gabler eine Thea Elvsted gegenüber . . .

War jedoch Marie ein weniger ausgeprägter Charakter als die Schwester, so umgab sie dafür Milde und Harmonie. In der geistigen Atmospäre dieser Harmonie träumt der Dichter seine glücklichsten Träume . . .

Ich denke mir, daß Ibsen während der ersten Zeit von Maries Dresdener Aufenthalt seiner liebenswür-

digen und wißbegierigen Schwägerin als galanter Cicerone zur Seite gestanden hat . . .

Während Frau Ibsen zu Hause beschäftigt ist oder die Schularbeiten mit Sigurd durchgeht, der noch in den Knabenjahren steht, wandern Ibsen und Marie in Dresdens stillen, sonnenhellen Straßen umher . . .

Er zeigt ihr alles, was einem Neuangekommnen Freude machen kann, er führt sie auf die Brühlsche Terrasse, wo es so herrlich ist zwischen den alten grünen Bäumen und Monumenten, und von wo man eine so weite Aussicht in die Ferne genießt, — er zeigt ihr die Elbe, die lächelnd die üppige Sommerlandschaft durchzieht. Er erzählt ihr von seinem ersten Besuch der sächsischen Hauptstadt im Jahr 1852 und von seinem Zusammensein mit dem alten, berühmten Bergener Maler, dem Professor Dahl, der damals in Dresden wohnte und sich des jungen Poeten so freundlich annahm, als der mit einem Stipendium in der Tasche angereist kam, um Theaterstudien zu machen . . . Interessiert hört sie zu, und er berichtet weiter von seiner Bewunderung für die großen Schauspieler Emil Devrient und Dawison, die er damals oft auftreten sah.

Und eines schönen Tages führt er sie ins „grüne Gewölbe", die seltene Schatzkammer, voller Gold und Schmuck und Edelsteine, — und hie und da begleitet er sie in die Gemäldegalerie, wo sie vor Raffaels Madonna verweilen . . .

Freilich teilt Ibsen nicht ganz die Begeisterung seiner Schwägerin für dieses Meisterwerk. Er, der

Urkräftige, gibt dem macht- und charaktervollen Michel Angelo den Vorzug vor dem weicheren Raffael.*)

Auf der Wanderung durch die Galerie geschieht es, daß Ibsen, dessen scharfem Blick nichts entgeht, eine verblichne Malerin entdeckt, die an ihrer Staffelei sitzt und eine Madonna von Murillo kopiert, — er erkennt sie sofort wieder, vor vielen Jahren hat er sie dort auf demselben Platz sitzen sehn, damals jedoch in strahlender Jugend und Schönheit.

Sie fristet jetzt kümmerlich ihr Leben mit ihrer untergeordneten Arbeit, aber Ibsen beklagt sie nicht, denn er hat herausgefunden, daß die alte Künstlerin ein Ideal in ihrem Herzen birgt . . .

„So sehnsuchtsvoll schaut sie
Und sinnend zugleich;
In Träumen baut sie
Ein Schönheitsreich —“

Ibsen führte Marie auch in die moderne deutsche Schönliteratur ein, indem er ihr die Arbeiten jüngerer Dichter schenkte.

In seiner Bibliothek habe ich eine Reihe schön gebundner deutscher Dichtwerke gefunden, die Ibsen Marie mit einer herzlichen Zueignung verehrt hatte, und die nach ihrem Tode wieder in den Besitz der Ibsenschen Familie gelangt waren. Unter diesen Dich-

---

*) In einem Brief an Georg Brandes schreibt Ibsen: „Raffaels Kunst hat mich eigentlich nie erwärmt; seine Gestalten sind vor dem Sündenfall zu Hause.“

tern war besonders Paul Heyse vertreten, für den Ibsen Interesse und Bewunderung hegte.*)

Ibsen faßte gleich der ganzen Familie im Zusammenleben mit Marie eine steigende Zuneigung zu ihr. Sie besaß die seltene Gabe, bei ihrer Umgebung das Beste, das Feinste hervorzulocken . . .

Eines Tages überraschte er sie mit einem Strauß Wasserlilien, dem ein Gedicht beigegeben war, das jetzt allgemein bekannt ist.

Bewegt las Marie es und bewahrte es wie ein Kleinod.

Es ist das Gedicht „Mit einer Wasserlilie“:

„Sieh die Blume, die ich bringe,
Teure, mit der weißen Schwinge.
Auf des Waldsees Flut geboren,
Schwamm sie lenz- und traumverloren.

Soll ihr Herz nicht heim verlangen,
Laß an deiner Brust sie prangen;
Unter ihren Blättern wollen
Tiefe, stille Wogen rollen.

---

*) Heyse dagegen beurteilt den letzten Abschnitt in Ibsens Schaffen recht scharf, indem er ihn als „Hospitalspoesie“ charakterisiert. Vor allem waren ihm die „Gespenster“ ein Dorn im Auge. Als ich auf der Durchreise nach Rom Heyse zuletzt in München besuchte und mit ihm von diesem Stück sprach, das an die unsterblichen Meisterwerke der griechischen Tragiker gemahnt, bemerkte Heyse mißvergnügt: „Solche Bücher schreibt man überhaupt nie.“

Hüte dich, an Seen zu säumen!
Hüte dich, dort lang zu träumen!
Lauernd wacht der Neck im Dunkeln; —
Lilien im Lichte funkeln.

So am Busen dir zu säumen! —
Doch wer dürfte lang' dort träumen! —
Lilien im Lichte funkeln; —
Lauernd wacht der Neck im Dunkeln."

Grieg hat eine sehr schöne Musik zu diesen Versen komponiert; und während ich diese Zeilen schreibe, tönt mir die Melodie im Ohre.

Ibsen hat mehrmals mit mir über Marie Thoresen gesprochen, auf die er so große Stücke hielt.

Er trug selten ein Gefühl zur Schau, was nicht ausschließt, daß er tiefer und stärker fühlen konnte als andre, aber es kam mir doch so vor, als sei er sichtlich erschüttert, als er von Maries Sterbelager in Kopenhagen sprach. Ich entsinne mich seines Bedauerns darüber, daß der norwegische Dichter Munch und seine Frau, die damals in der dänischen Hauptstadt wohnten, und die Ibsen von dem Zusammensein in Rom her als Freunde betrachtete, Marie in ihren letzten Stunden so wenig Teilnahme bewiesen hatten.

Dagegen lobte er seinen Verleger, Frederik Hegel, aufs wärmste, der auf verschiedne Weise, auch dadurch, daß er das Begräbnis der Verstorbnen mitmachte, Marie und ihrer Familie seine treue, freundschaftliche Gesinnung bezeigte. —

Als Marie nach mehrjährigem Zusammenleben das Ibsensche Haus verließ, wurde sie tief entbehrt.

Ihr Name kommt nicht selten in Ibsens Briefen vor.

So schreibt der Dichter aus Dresden im September 1872 an ihren Bruder, Johann Hermann Thoresen:

„An Marie denken wir oft. Ich halte es immer noch für keinen reiflich erwogenen Schritt, daß sie Dresden verlassen hat. Möchte es ihr jetzt nur gelingen, eine einigermaßen befriedigende Stellung zu finden!"

Warum verließ Marie so plötzlich Ibsens Heim? Äußere zwingende Gründe sind kaum vorhanden gewesen.

In seinem oben angeführten Gedicht sagt Ibsen, daß es gefährlich sei, in Maries Nähe zu träumen:

„So am Busen dir zu säumen! —
Doch wer dürfte lang' dort träumen! —"

Empfand Marie vielleicht die gleiche Unsicherheit im Zusammensein mit ihm?

Mischte sich in die Freundschaft für den Mann und die Bewunderung für den Dichter ein noch tieferes Gefühl — ein Gefühl voll Reinheit und Adel, dem sie sich doch fürchtete einen Namen zu geben?

Wer weiß es? Das Ganze kann uns nur wie eine Ahnung berühren, wie ein Streiflicht, das über eine nächtliche Landschaft fällt und sie sofort wieder in Dunkel versinken läßt . . .

Doch jenes Gedicht Ibsens an Marie Thoresen wird uns ihren Namen unvergeßlich machen.

Wenn ich an einem Sommerabend allein am Ufer eines unsrer stillen, träumenden Waldseen wandere und eine Wasserlilie wie im Spiele hin und her gleiten sehe, bald ihren Becher zum Lichte hebend und ihn bald unterm Wasser verbergend, so werde ich stehen bleiben und wehmütig ihres bleichen, anmutigen Bildes gedenken . . .

Ein Besuch bei Ibsen

Es ist in München im Jahre 1876. Ich komme an dem Hause Schönfeldstraße 17, dicht am englischen Park, vorbei, wo Ibsen im Erdgeschoß wohnt. Der Dichter sitzt am Fenster seines Arbeitszimmers, das nach der Straße hinausgeht, er bemerkt meinen ehrerbietigen Gruß und lädt mich mit einer Handbewegung ein, zu ihm hineinzukommen, was ich als große Ehre betrachten muß, da es mitten in seiner Arbeitszeit ist.

„Wissen Sie, was ich heute treibe?" sagte er, nachdem die ersten Grüße gewechselt waren. „Ich nehme eine Durchsicht und Korrektur des ‚Bundes der Jugend' vor, weil das Stück hier am Hoftheater in Szene gehen soll. Einem deutschen Publikum gegenüber sind einzelne Änderungen nötig." — Dann zeigte er mir das gedruckte Exemplar des Buches, worin er hier und da etwas gestrichen hatte. „Warum hab' ich nun diese Worte weggelassen?" sagte er und zeigte mir eine bestimmte Stelle des Buches (soweit ich mich entsinne, war es eine Replik des Kammerherrn über sein Verhältnis zum Königshause). „Ja, teils sind sie überflüssig, teils werden die Deutschen sie nicht verstehen; sie sind zu lokaler Natur. Und der Fortfall dieser Einzelheiten hindert ja das Verständnis des Ganzen durchaus nicht. Als Ganzes kann das Stück dadurch nur gewinnen, — es wird mehr zusammengedrängt."

Wenn ich mich heute dieser anleitenden Worte er=

innere, so werde ich gerührt. Er glaubte an das dramatische Talent bei mir, das norwegische Theaterleiter bei mir so geneigt gewesen sind zu übersehen. Er hatte gerade in jenen Tagen ein Schauspiel von mir: „Eine Versöhnung“*), von einer warmen Empfehlung begleitet, an Hartvig Lassen geschickt, den damaligen Zensor am Theater in Christiania. Natürlich kam das Stück zurück.

Hartvig Lassen, dieser trockne, korrekte, ästhetische Hagestolz, den Ibsen einmal nach der Aufführung der „Nora“ in München eine „Helmer-Figur“ nannte, hatte nichts für meine Schriftstellerei übrig, weder auf dramatischem, noch auf novellistischem Gebiet. Die Verdienste Lassens zu leugnen, liegt mir übrigens fern; sein Buch über Wergeland muß in verschiedner Hinsicht als Quellenschrift angesehn werden.

Ibsen fragte, was ich in diesem Augenblick läse. Ich erwiderte, ich studiere Heine, und gab meiner Bewunderung für den Dichter Ausdruck.

„Mit dem sind Sie noch nicht fertig?“ fragte darauf Ibsen in erstauntem Ton. Er meinte wohl, in meinem Alter (ich war damals 25 Jahre alt) müsse die Heineschwärmerei ein überwundenes Stadium sein.

Als ich gehen wollte, hielt Ibsen mich zurück:

„Beinah hätte ich vergessen, Ihnen für die ‚Seekönigin‘ zu danken. Ich habe leider noch keine Zeit

*) Es ist später mehrmals in Bergen aufgeführt worden.

gefunden, Ihr Buch zu lesen, aber ich prophezeie Ihnen trotzdem einen großen Erfolg —"

„So —?"

„Ja, Professor Dietrichson hat das Buch gelesen (Dietrichson hielt sich damals in München auf, wo er Studien zu seinem Werk über das „Christusbild" machte), der lobt es sehr und meinte: ‚Paulsen weiß selbst nicht, was er da geschrieben hat.'"

„Soll das ein Kompliment oder ein Tadel sein?" fragte ich.

Ibsen lächelte vielsagend und fuhr fort:

„Professor Dietrichson hat einen sichern Geschmack, der in der Regel mit dem des Publikums zusammenfällt. Sie werden einen großen Leserkreis finden."

In dem anstoßenden Zimmer fand ich Frau Ibsen bei der Lektüre eines Leihbibliotheksromans. Wir sprachen von Frau Collett, die gerade in München erwartet wurde. Sie hatte mir eben geschrieben, sie gedenke, „König Ludwigs frohe Stadt" zu besuchen.

Ibsen sah ihrem Kommen gewiß mit gemischten Gefühlen entgegen. Er und seine Frau schätzten den Menschen in ihr und stellten sie als Dichterin hoch, aber sie brachte stets viel Unruhe und viele Ansprüche mit. Sie war nun einmal, wie Ibsen sagte, „eine unglückliche Natur", sich selbst und ihrer Umgebung zu geringer Freude.

Ich erzählte Frau Ibsen, daß ich in jenen Tagen „Die Herrin von Östrot" von neuem gelesen hätte. Bei dieser Gelegenheit teilte sie mir mit, daß sie der ersten Aufführung des Werkes in Bergen beigewohnt

habe, in der die geniale Frau Luise Brun die Titelrolle spielte.

Frau Ibsen war damals ein junges Mädchen und bewunderte insgeheim Ibsen und sein dichterisches Schaffen. Er kam oft in das Haus ihrer Eltern, wo die Stiefmutter, Magdalene Thoresen, die fesselnde Wirtin spielte. Als Frau Ibsen (das damalige Fräulein Thoresen) ihm nach dem Tee ihre Komplimente zu dem Stück machte und ihm anvertraute, wie hingerissen sie war, erwiderte der junge, verliebte Dichter galant: „In Ihnen, Fräulein Thoresen, ist Stoff sowohl zu einer Frau Inger wie zu einer Eline“ (den beiden weiblichen Hauptfiguren des Stückes)*).

*) Zweifellos in dieser Periode übersandte Ibsen dem Fräulein Thoresen seinen versifizierten, in den „Briefen“ veröffentlichten Freiersbrief, der so schließt:

„Du junges, träumendes Rätsel,
Ach, würd' ich mit dir vertraut;
Ach, dürft' ich kühn dich erwählen
Zu meiner Gedanken Braut.“

Ein „historischer" Abend

Ich war zu einer kleinen Gesellschaft bei Ibsens eingeladen. Es war im März 1881 — ja, es war gerade am 13. März. Aus gutem Grunde entsinne ich mich des Datums genau, — denn dieser denkwürdige Tag gehört der Geschichte an.

Später als die andern fand ich mich in Ibsens römischer Behausung ein. Ich hatte den herrlichen Frühlingstag zu einem weitern Ausflug in die Campagna benutzt, hatte Anemonen gepflückt, mit den braunen Hirten geschwatzt und die Aquädukte bewundert, die sich in der Röte der sinkenden Sonne doppelt malerisch ausnahmen ...

Als ich den Saal betrat, machte mich der Ausdruck auf den Gesichtern der Gäste sofort betroffen. — Eine heftige Erregung schien sie alle ergriffen zu haben ... die Augen strahlten, das Mienenspiel wechselte, über der Unterhaltung lag etwas Fieberhaftes, und in leidenschaftlichem Eifer sprach man wild durcheinander.

Selbst von Ibsen war seine majestätische Ruhe gewichen, und Frau Ibsen gestikulierte wie eine Italienerin.

Was mochte geschehen sein? Es mußte eine große erfreuliche Begebenheit sein ...

„Aber haben Sie denn die Neuigkeit noch nicht gehört?" sagte der Jüngste der Gesellschaft zu mir. „Alexander der Zweite ist von einer Bombe getötet worden, — soeben ist ein Telegramm aus St. Peters-

burg gekommen, — die Welt hat einen Tyrannen weniger!"

Aus der Idylle der Campagna wurde ich in die Tragödie versetzt . . .

Erschrocken hörte ich zu, doch dann — es bleibt ein seltsames Geständnis — wurde auch ich von einem eigentümlichen Glücksgefühl ergriffen, obwohl ich wußte, daß der ermordete Kaiser kein „Tyrann", sondern ein rechtschaffner Mensch gewesen war, der Rußlands Freiheit nach Kräften zu fördern versucht hatte.

Was ging damals vor in meiner und der andern Gäste Seelen? ich habe es mich später selbst gefragt. War das Mitgefühl mit dem unterdrückten russischen Volke so groß? Regte sich eine dunkle Hoffnung, daß die Revolution über die Leiche des Kaisers sicherer vorschreiten werde? Wer weiß es?

Vielleicht war es nur jener augenblickliche Rausch, in den alle großen Begebenheiten, die plötzlich und unerwartet wie der Blitz erfolgen, uns versetzen.

Ein paar Tage nach diesem Abend bei Ibsens begegnete ich auf dem Korso einem der Teilnehmer, einem trocknen, pedantischen Theologen aus einer kleinen norwegischen Stadt. Wir sprachen zusammen über die Gesellschaft. Er wunderte sich darüber, wie man in Ibsens Hause Beifallsäußerungen über eine solche Tat dulden könne, bei der sich ihm die Haare auf dem Kopf gesträubt hätten (er war übrigens kahlköpfig), ja, wenn er ehrlich sein solle, so müsse er

gestehn, daß er im Grunde über die Aufführung der Gesellschaft sehr entrüstet sei.

Ich antwortete ihm nicht, — ich entsann mich des Rates des alten Holberg, daß man nie mit Theologen diskutieren solle, weil es hoffnungslos und gefährlich sei. Aber ich dachte bei mir selbst: Sollte nicht ein anarchistisch gefärbter Dichtergeist wie der Ibsens, der die aufrührerischen Worte geschaffen hat:

„Sie sprechen als konservativ mich an;
Ich bin, was ich war, seit ich denken kann.
Beim Brettspiel weiß ich nicht mitzukrakeelen.
Macht tabula rasa! da werd' ich nicht fehlen.
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
Ihr sorgt für der Wasserflut Nimmerversiegen,
Ich lasse mit Wollust die Arche auffliegen."

sollte er nicht mit der revolutionären Bewegung in Rußland sympathisieren dürfen, selbst da, wo sie ausschweifte und verwerfliche Mittel anwandte, — ohne der Gegenstand kleinlicher Kritik zu werden?

Ibsen als Maler und Kunstkenner

Ibsen beschäftigte sich in seiner Jugend mit Malen. Er hatte Anlage und Neigung für diese Kunst. Ringsum in norwegischen Familien existieren noch Zeichnungen und Gemälde von ihm.*) Es hat sogar einen Augenblick in Ibsens Leben gegeben, wo er im Ernst daran dachte, die Feder mit dem Pinsel zu vertauschen. Er bildete sich ein, daß seine Hauptanlagen auf dem Gebiet der Malerei lägen. In seinem wenig bekannten Jugendgedicht „In der Bildergalerie" läßt er eine der Personen ein Bekenntnis ablegen, das ihm wie aus dem Herzen geschrieben ist:

„Hier, an der Kunst erhabnem Hochaltar,
Mit geist'gen Augen hellzusehn beginn' ich,
Und aus dem tiefsten Herzen tönt mir klar
Correggios Wort: Auch ich — ein Maler bin ich!

Da ward mein Los bestimmt, mein Sehnen milder,
Und vor mir lag das Leben reich und licht;
Ja, mein Beruf war's, meiner Seele Bilder
Zu kleiden in ein farbiges Gedicht."

---

*) Lorenz Dietrichson erzählt, daß in der Apotheke in Grimstad, wo Ibsen seinerzeit Pharmazeut war, in den siebziger Jahren mehrere Landschaften von seiner Hand zu finden waren, sowie ein Figurenbild, das einen Lotsen auf dem Ausguck darstellte, und das man „Terje Viken" nannte.

Zum Glück für uns und für die Literatur verließ Ibsen diesen imaginären „Beruf“ und wählte denjenigen, zu dem ihn die Natur bestimmt hatte.

In einem Brief an den Bibliothekar Halvorsen, den Herausgeber des norwegischen Dichterlexikons, hat Ibsen selber einige Aufschlüsse über seine Entwickelung als Maler gegeben:

„Als Knabe habe ich ein Jahr lang die Zeichenschule in Skien besucht und dort etwas Bleistiftzeichnen gelernt. Zugleich oder etwas später bekam ich Anleitung im Ölmalen von einem jungen Landschaftsmaler Mandt aus Telemarken, der sich zuweilen in Skien aufhielt.

In Bergen habe ich mich verschiedentlich mit Aquarellmalen befaßt, unter Aufsicht des jetzt verstorbenen Losting. Nach meiner Rückkehr nach Christiania habe ich bei Magnus Bagge in Öl gemalt. Im Jahre 1860 begannen mich jedoch die Vorbereitungen zur „Komödie der Liebe“ und zu den „Kronprätendenten“ stark zu beschäftigen, und von der Zeit habe ich die Malerei an den Nagel gehängt.“

Man sieht hieraus, daß Ibsen bis zu seinem 32. Jahre gemalt und sich erst dann ganz der Literatur gewidmet hat.

Er sagte mit einem Seufzer gleich der Malerin in der obengenannten Dichtung:

„Und die Tage, die Jahre, sie zogen vorbei, —
Ich träumte mich würdig der Großen;
Vorüber mein Lenztraum, die Staffelei
In die Rumpelkammer verstoßen.“

Für Ibsen blieb das Ganze, wie für Goethe, dem es während seines Aufenthaltes in Rom Spaß machte zu zeichnen und zu modellieren, nur Dilettantismus.

Ebenso wenig wie Goethe drang er tiefer ein in den Geist und die Technik der bildenden Künste, doch es besteht auch kein Zweifel, daß dieses zeitweilige Arbeiten an der Staffelei beiden Dichtern auf ihrem speziellen Gebiet dienlich gewesen ist.

In seinen Gesprächen mit Eckermann räumt Goethe ein, daß er kein Talent für die bildende Kunst habe, und doch bedauert er die Zeit nicht, die er aufs Zeichnen verwandt hat, — denn er hat an Einsicht gewonnen. Das ist der Vorteil, meint er, den wir aus jeder falschen Tendenz ziehen können. „Wer mit unzulänglichem Talent sich in der Musik bemüht, wird freilich nie ein Meister werden, aber er wird dabei lernen, dasjenige zu erkennen und zu schätzen, was der Meister gemacht hat.“

Und Ibsens „Lenztraum“ hatte auch ihn Verschiedenes gelehrt; er wurde ein Gewinn für seine Dichtung. Der Dichter hat sehen gelernt, er hat ein Auge für die Schönheit der großen, klaren Linien bekommen und für die Perspektive, die über die Realitäten des Vordergrundes in die Unendlichkeit hinausweist . . .

Aber daheim in Norwegen vergaß man nicht, daß Ibsen einmal, bevor er der weltberühmte Dichter wurde, mit Pinsel und Farbe hantiert hatte. Den Sommer 1873 verbrachte Ibsen in Wien, wo er gelegentlich

der Weltausstellung zum offiziellen Jurymitglied für Norwegen und Dänemark in die 25. Gruppe (Malerei und Bildhauerkunst) gewählt wurde.

Wie ernst Ibsen seine Aufgabe nahm, ersehen wir aus dem langen und interessanten Bericht, den er als Jurymitglied der Zeitung „Morgenbladet" einsandte, und worin er unter anderm über die Ausstellung schreibt:

„Namentlich wird sie mächtig dazu beitragen, gewisse falsche Ansichten zu berichtigen und gewisse Vorurteile auszurotten, die bisher Geltung gehabt haben. Ich denke hier an die übliche Lehre, daß der slawische Volksstamm geringen oder gar keinen Anteil an der großen gemeinsamen kulturellen Zusammenarbeit nehme. Nachdem Europa in den letzten Jahren mit der russischen Dichtung bekannt geworden ist, scheint eine solche Behauptung entkräftet zu sein; aber ist das noch nicht völlig geglückt, so hege ich keinen Zweifel, daß die Wiener Ausstellung eine ganz andere und wichtigere Anschauung ins Leben rufen wird.

Die Ausstellung lehrt uns, daß Rußland auf allen Gebieten der bildenden Kunst vollständig auf der Höhe der Gegenwart steht. Die frischeste und im energischsten Sinn nationale Auffassung ist hier mit einer unübertrefflichen Technik verbunden."

Als ich später Ibsen in München traf, ging er ganz in seiner Dichtung auf. Es war, als existierten die andern Künste gar nicht für ihn. Wenn er ein seltnes Mal ein Urteil über Malerei oder Skulptur

fällte, so war er überaus vorsichtig und reserviert in seinen Ausdrücken, wogegen er in den Fragen der Literatur scharf und ohne Vorbehalt urteilte, wie ein Mann, der über sein eignes Fach spricht, auf das er sich völlig versteht.

Die Gemäldegalerien, die ihn in seiner Jugend gereizt hatten, besuchte er jetzt niemals.

Der berühmte dänische Kunsthistoriker Julius Lange, der in Dresden mit Ibsen verkehrte, schreibt in seinen „Briefen", daß er bei Ibsen kein besonderes Kunstinteresse gefunden habe: „Ich mußte Ibsen gestern versprechen, einmal mit ihm durch die Galerie zu gehen, da er, der hier zwei Jahre lang gelebt hat, schändlicherweise wenig bewandert in ihr ist. — Im ganzen ist es ein wenig erstaunlich, wie unentwickelt sein Organ ist, ein Kunstwerk richtig zu verstehen, einen wie geringen Trieb er hat, so etwas zu sehen."

Während Ibsens Aufenthalt in München lebte dort eine Reihe norwegischer Maler, Werenskiold, Eilif Peterssen, Skredsvig, Munthe, Wergeland u. a. Fast alle diese Künstler hatten hier und da die Ehre, in ihren Ateliers den Besuch des Prinzen Luitpold von Bayern zu empfangen, des jetzigen Prinzregenten, der mit dem feinen Blick des Kenners ihre Arbeiten musterte; dagegen fiel es Ibsen niemals ein, seine jungen Landsleute zu besuchen.

Er isolierte sich mehr und mehr.

In Rom veranlaßte ich ihn doch, den Maler Nils Hansteen aufzusuchen, der ein Genre pflegte, das Ibsen besonders sympathisch war, das Marinebild. Aber

mehr als Hansteens Bilder schien Ibsen ein kleines vollständig getakeltes Schiffsmodell zu fesseln, das unter der Decke hing. Mit der entzückten Freude eines Kindes betrachtete er es, und auf dem Heimwege sagte Ibsen zu mir, wenn er nach Norwegen zurückkehre, um sich dort ansässig zu machen, so müsse es in einer kleinen Fjordstadt sein voll Tang- und Teergeruch, einer Fjordstadt, wo er viele Segelboote und Schiffswerften sehen könne. Schiffswerften müßten vor allem da sein.

In Ibsens Dichtungen haben die Kunstliebhabereien seiner Jugend keine tiefern Spuren hinterlassen.

Läßt er ein seltnes Mal einen Bildhauer oder Maler auftreten (wie Lyngstrand in der „Frau vom Meer"), so schildert er den Menschen und nicht die spezifische Künstlernatur.

Aber daß Ibsen im Lauf der Jahre seine alte Liebe nicht vergessen hat, beweisen die Bildereinkäufe, die er auf seinen Reisen gemacht hat.

Die Wände in seiner Münchner Wohnung waren vom Fußboden bis zur Decke mit Gemälden geschmückt, besonders aus der alten italienischen Schule, und Ibsen schien recht stolz auf die kleine Sammlung zu sein. Über den Kunstwert der Bilder möchte ich mich nicht aussprechen, aber ich habe Kenner sagen hören, daß Ibsen bei einigen der Bilder gründlich übers Ohr gehauen worden sei. So hatte Ibsen für eins, das er für das Original eines alten Meisters hielt, einen hohen Preis bezahlt, und in Wirklichkeit war es nur eine freilich recht gute Kopie.

Wir dürfen nicht vergessen, daß die Fälschung von Kunstwerken in Italien im großen Stile betrieben wird, und daß ein Mann, der kein Kenner und Kunsthistoriker von Profession ist, leicht betrogen wird. Selbst Fachleute werden von den listigen Italienern häufig geprellt.

Oft, wenn ich die Galerien des Auslandes durchwanderte, habe ich plötzlich an Ibsen gedacht und an die Passion für die Malerei, die sein Leben einmal erfüllt und seiner Entwickelung eine andere Richtung zu geben gedroht hatte.

In der feierlichen Stille der Galerie, von Meisterwerken umgeben, die lebten und zu mir sprachen, fühlte ich mich sehr glücklich . . . Der Alltag war vergessen, nur die Schönheit wirkte . . . Meinen Sinn erfüllte nach und nach wunderbare Ruhe und religiöse Andacht.

Daß Ibsen einmal mit einer ähnlichen Stimmung vertraut gewesen ist bei seinen Jugendbesuchen in den lichten Sälen der Kunst, — ja, daß er tiefer als irgend einer von uns ergriffen worden ist, — das geht deutlich aus einem seiner weniger bekannten Sonette hervor, das diese kleine Skizze beschließen möge:

Frühmorgens in der Galerie . . . Ich stand
Und trank Begeistrung aus den reichen Quellen,
Die von erhabner Ahnen milder Hand
Geweiht sind, ew'ges Leben darzustellen.

Wie leicht das Herz, der Sinn wie still gebannt!
Es scheinen alle Stürme abzuschwellen,

Willig zu rasten scheinen alle Wellen
In ihrem Zug und rollen sanft zum Strand!

Was ist die Stille wohl in Kirchenhallen,
Wo die Gemeinde eintritt fromm erschauernd,
Wie sich's geziemt in Gottes heil'gem Tempel,

Gegen die Stille, die gleich Tau gefallen
Auf das Gemüt, hier, wo des Geistes Stempel
Auf jedes Bild sich prägte, stark und dauernd?

Ibsen und die Frauenfrage

Zum Interessantesten in Ibsens Entwickelung gehört sein Verhältnis zur Frauenfrage.

Ursprünglich war es ein wenig günstiges. Mills Buch von der Unterjochung der Frau flößte ihm bei seinem Erscheinen geringe Sympathie ein, und Mills schriftstellerische Persönlichkeit war ihm zuwider.

Stammte er doch aus einem streng pietistischen Hause der Provinz. Die Frauen, zu denen er zuerst aufsah, seine Mutter und Schwester, waren stille, demütige, fromme Naturen, die sich stets des so gründlich mißverstandnen und mißbrauchten Bibelwortes erinnerten, daß die Frau dem Manne untertan sein soll.

Sie opferten dem alten, von der Zeit zum Tode verurteilten Frauenideal.

Die Eindrücke, die wir in unsrer Kindheit empfangen, sind überaus tief, meist bestimmen sie unser ganzes Leben. Es hat denn auch lange gedauert, bis Ibsen sich eine freiere, sympathischere Auffassung von der Stellung der Frau in der modernen Gesellschaft aneignete.

Und doch war ihm ein umfassender Blick für die Frauenseele angeboren, wie seine Dichtungen von Anfang an offenbaren. Schildert er doch vorzugsweise starke, selbständige Frauen, Frauen des Sagatypus, wie Hjördis und Frau Inger es sind. Die Frauenrechtler beriefen sich schon auf seine Kunst, ehe er die Bedeutung der Frauenfrage erkannt und Stellung zu ihr genommen hatte.

Wie oft erzählte mir Frau Collett von ihrem Entzücken über die Figur der Hjördis, die ihr eine Verheißung bedeutete im Hinblick auf die Aufgabe, der sie ihr Leben geweiht hatte. Ibsen selbst vertraute mir an, er habe nach der Veröffentlichung der „Nordischen Heerfahrt“ einen begeisterten anonymen Dankbrief erhalten, den er allen Grund habe Frau Collett zuzuschreiben.

Was ihm erst neue Gesichtspunkte der Frauenfrage gegenüber eröffnete, das war seine Ehe, das Zusammenleben mit seiner Frau, die den Frauen seiner eignen Familie so unähnlich war, und die mehr den starken Heldinnen seiner Dichterphantasie glich.

Dann lernte er allmählich Frau Colletts Schriften kennen; und welchen Einfluß sie auf ihn hatten, — nicht am wenigsten „Die Töchter des Amtmannes“, — das beweist „Die Komödie der Liebe“, die nicht nur einige Gedanken aus dem genialen Werk der Frau Collett adoptiert, sondern in der Hauptfigur sogar Züge ihrer eignen Persönlichkeit wiedergibt, wie sie sich in der Gärungszeit der Jugend formte.

Eine Reihe von Jahren vergeht, und Frau Collett besucht auf dem Wege nach Italien Ibsen in Dresden. Es liegt nahe zu denken, daß sich das Gespräch im täglichen Umgang mit Frau Collett wesentlich um das Thema drehte, das sie am meisten interessierte, und daß Ibsen dadurch viele weckende und fruchtbare Impulse empfangen hat.

Frau Collett entsann sich oft jenes merkwürdigen Dresdner Besuches. Entdeckte sie doch sofort, daß

Ibsen noch nicht „der Vorkämpfer der Frau" war, den sie sich nach der Figur der Hjördis in ihm vorgestellt hatte, — sie fand ihn in vielen Stücken altmodisch.

So suchte Ibsen, erzählt mir Frau Collett, die Frauen als für logisches Denken minder veranlagte Wesen von ernsten Diskussionen auszuschließen, was sie sehr in Erstaunen setzte. Eigentlich wollte er nur mit Männern diskutieren. — Als ich Ibsen später in München traf, machte ich eine ähnliche Beobachtung. Seine Bewunderung für das Weib war noch, trotz aller Beeinflussung, recht platonisch. Wenn er die Wahl hatte, ob er mit einer obendrein hochbegabten Dame oder einem Durchschnittsmann reden wollte, so zog er stets die Gesellschaft des letzteren vor. —

In meinen früher erschienenen „Erinnerungen" habe ich Ibsens Verhältnis zur Frauenfrage berührt.

Der Umschlag ist meiner Ansicht nach zwei seltnen Frauen zu verdanken, die ihm nahe standen, seiner Gattin und ihrer Freundin, Frau Collett.

Für Frau Ibsen hat die erste Begegnung mit Frau Collett, — sie hat wohl in Dresden in den sechziger Jahren stattgefunden, — eine entscheidende Bedeutung gehabt.

Mit all ihrer Begabung und Vorurteilslosigkeit blieb Frau Ibsen die Pfarrerstochter aus der orthodoxen norwegischen Kleinstadt. Ihre Lebensanschauung bedurfte in manchen wichtigen Punkten einer Emanzipation. Es wurde Frau Colletts Mission, den Blick der Freundin für die mißliche gesellschaftliche Stellung

der Frau zu öffnen und für die Notwendigkeit ihrer Verbesserung.

Frau Ibsen hat dann wieder ihren Mann beeinflußt, weniger mit Worten als durch die Macht des Beispiels, durch eine Charaktergröße, die an die Gestalt von Frau Alving erinnern kann. Sie hat es durchaus verstanden, wie verantwortungsreich ihre Stellung als Gattin des berühmten Dichters war, und kam sich schließlich als Beauftragte ihres Geschlechts bei einer dichterischen Großmacht vor, deren Worte weithin wirkten.

Sie selbst bot ihm täglich in ihrer eignen Person das unangreifbare, fleckenlose Bild einer selbständigen, hochsinnigen Frau zur Betrachtung dar.

„Ihr Höchstes ist, walten
Der Glut meiner Brust, —
Was stark mich erhalten,
Hat niemand gewußt,“

sagt er von ihr in seinem Dankgedicht.

Dann veröffentlichte Ibsen „Ein Puppenheim“, worin eine Frau der Ehe entflieht und sich zum Kampfe gegen die Gesellschaft rüstet, gegen die große Gesellschaft, deren Gesetze, die von Männern erlassen wurden, sie nicht anerkennt; jedenfalls passen sie nicht für sie, so meint sie. Vor allem will sie danach streben, ein Mensch zu werden, eine Persönlichkeit. Mitglied der Gesellschaft, Gattin und Mutter zu sein, kommt erst in zweiter Linie.

Wie dieses Schauspiel die Gemüter in Bewegung setzte, haben wir noch in der Erinnerung; es wirkte wie eine geistige Revolution, besonders auf die Frauen. Sie verstanden sofort, daß die Sympathie des Dichters auf Seiten Noras stand, sie verstanden die Dichtung als Emanzipationsruf, als Appell an ihre Kampffähigkeit, als ein warmes Eintreten für ihre eigenste Sache, während Ibsen uns später anvertraut hat, daß er, als er das „Puppenheim" schrieb, überhaupt an keine Sache dachte, daß alle bewußte Tendenz seiner Dichtung fremd ist, die ausschließlich auf Menschenschilderung ausgeht.

Aber was Ibsens Meinung war, kann hier gleichgültig sein. Wir haben uns nur an die Wirkung zu halten, die das Stück auf die Frauenemanzipation ausübte, — und die war ungeheuer.

Die für viele so unbequeme Angelegenheit kam wieder auf die Tagesordnung. Überall diskutierte man die Rechte der Frau. Ibsen galt jetzt ringsum in Europa neben Mill als Verfechter der Sache des unterjochten Geschlechtes. Er hatte durch sein „Puppenheim" die Sache so gefördert, wie alle Frauenkongresse und Frauendebatten es nicht vermocht hatten.

In Ibsens Fahrwasser folgten nun andere Dichter, vor allem Björnson. Dieser unser großer Dichter und Politiker, der bisher außerhalb der Bewegung gestanden hatte oder ihr vielmehr halb feindlich gesinnt gewesen war, schrieb nun das prächtige Drama „Ein Handschuh", das tiefen Eindruck machte, sowohl durch

seine Tendenz wie durch seinen dichterischen Wert. In dramatischer Form behandelte es die strenge, ganz biblische Keuschheitsforderung, die Frau Collett so oft aufgestellt hatte, indem sie dem Manne vorwarf, er vergesse das alte Gebot, Gott in Leib und Seele zu ehren, er reiße sich los von der gemeinsamen sittlichen Verpflichtung, deren Übertretung er bei der Frau doppelt hart bestrafe.

Björnson hatte sich sein ganzes Leben lang Frau Collett gegenüber ablehnend verhalten und die „Töchter des Amtmanns" ein „schlechtes Buch" genannt; drum war es jetzt interessant, wie auch dieser alte Recke sich vor dem Zeitgeiste beugte und widerstrebend das Seine zur Förderung der Frauenfrage beitrug.

Frau Collett war gleichfalls von Björnsons Drama sehr begeistert und vergaß allen alten Groll gegen den Dichter. „Wir können ihm nicht genug danken," sagte sie zu mir.

Man kann von Ibsens Werken sagen, daß ungefähr jedes neue Buch kritischen Gerichtstag über das vorige abhält, dessen Gedankengang den Dichter nicht länger befriedigt, weil er inzwischen einen andern, vorgeschrittneren Standpunkt erreicht hat.

Man denke nur an die „Wildente", wo ein großer Teil der frühern Werke Ibsens Spießruten laufen muß! Hjalmar Ekdals und Ginas tragikomische Abrechnung wirkt wie die reine Parodie auf die Abschiedsszene zwischen Nora und Helmer. Ibsen hat

gewiß noch ein paar Ideale zurückbehalten, aber er mustert sie jetzt gleichsam von der Kehrseite.

Nach dem „Puppenheim" kam „Hedda Gabler", und dieses Drama trug nicht wenig dazu bei, die Begeisterung der Frauen für den Dichter abzukühlen.

Ibsen waren die Augen für die Schattenseiten der Emanzipation aufgegangen. In Hedda schildert er eine Ehefrau mit leerer Snobseele, die sich aus Rücksicht auf ihre Schönheit und ihr Wohlsein vor dem Mutterberufe scheut . . .

Gleich Nora entflieht sie aus ihrer Ehe, aber nicht, um wie jene im Lebenskampf ihre Kräfte zu entwickeln. In einem Augenblick der Blasiertheit und des Lebensüberdrusses setzt sie sich die Pistole an die Stirn und flüchtet in das leere Nichts . . . Sie hinterläßt keine Lücke, ihr Gatte sucht Trost bei ihrer Freundin, Thea Elvsted . . .

Ist Ibsen immer noch unser Vorkämpfer? so fragten die Frauen etwas zweifelnd. Betrachtet er uns nicht jetzt mit lieblosen Augen?

Einige von Ibsens Reden geben eine Antwort darauf, was er eigentlich von der Frau denkt und von dem ihr zustehenden Platze.

Im Sommer 1885, — zu der Zeit, als Ibsens Gedanken mit „Rosmersholm" und dessen „Adelsmenschen" beschäftigt waren —, besuchte er Drontheim, wo er eine bedeutsame Rede an die Arbeiter hielt, die ihm huldigten.

Nachdem er sein Bedauern darüber ausgesprochen hatte, daß die individuellen Rechte nicht so geschützt

seien, wie er erwartet habe, daß dem einzelnen weder Glaubens- noch Redefreiheit über eine willkürlich festgesetzte Grenze hinaus eingeräumt sei, fährt er fort:

„Hier ist also noch viel zu tun, bis man von uns sagen kann, wir seien zur wirklichen Freiheit gelangt. Aber ich fürchte, unsre Demokratie von heute vermag diese Aufgaben nicht zu lösen. Es muß ein adliges Element in unser Staatsleben, in unsre Regierung, in unsre Volksvertretung und in unsre Presse kommen."

Dieses adlige Element werden nach Ibsens Ansicht die Frau und der Arbeiter mithelfen zu schaffen. Denn er sagt weiter:

„Ich denke natürlich nicht an den Adel der Geburt und auch nicht an den Geldadel, nicht an den Adel der Wissenschaft und nicht einmal an den Adel des Genies oder der Begabung. Sondern ich denke an den Adel des Charakters, an den Adel des Willens und der Gesinnung.

Der allein kann uns freimachen.

Dieser Adel, der, wie ich hoffe, unserm Volke verliehen werden wird, er wird uns von zwei Seiten kommen. Er wird uns aus zwei Gruppen kommen, die unter dem Drucke der Partei noch keinen Schaden erlitten haben, der nicht wieder gutzumachen wäre. Er wird uns kommen von unsern Frauen und von unsern Arbeitern. Die Umgestaltung der sozialen Verhältnisse, die sich jetzt draußen in Europa vorbereitet, beschäftigt sich im wesentlichen mit der zukünftigen Stellung des Arbeiters und der Frau.

Diese Umgestaltung ist's, auf die ich hoffe und harre, und für sie will ich wirken und werde ich wirken mein Leben lang nach besten Kräften."

Im Jahre 1898 — 13 Jahre später — hielt Ibsen bei dem Fest, das der norwegische „Verein für die Sache der Frau" ihm zu Ehren in Christiania veranstaltete, eine andere Rede, die gleichfalls wohl wert ist, daß man sich ihrer erinnert. Sie verrät, daß Ibsens Anschauungen in der Frauenfrage eine Änderung erfahren haben, seit er sein „Puppenheim" schrieb, daß Zeit und Erfahrung seine Ansichten gereift haben.

Denn Ibsen schloß seine Rede folgendermaßen:

„Immer habe ich es mir zur Aufgabe gemacht, das Land zu fördern und das Volk auf einen höhern Standpunkt zu heben. Und dabei machen sich zwei Faktoren geltend: es steht bei den Müttern, durch angestrengte und langsame Arbeit eine bewußte Empfindung von Kultur und Disziplin zu wecken. Die müssen da sein in den Menschen, ehe man in der Hebung des Volkes fortfahren kann. Die Frauen sind es, die die Frage des Menschen lösen werden. Als Mütter werden sie sie lösen. Und nur so können sie es. Da liegt eine große Aufgabe für die Frauen."

In dieser aufsehenerregenden Rede nahm Ibsen gleichsam die verirrte Nora an der Hand und führte sie von ihrem Ausflug ins Blaue in ihr Heim zurück, an den Platz der Mutter am Herde, — den Ehrenplatz der Frau . . .

Der Standpunkt, den Ibsen hier vertritt, wird jetzt von fast allen Aufgeklärten geteilt, und er hat besonders in Schweden in Ellen Key einen warmen Dolmetsch gefunden.

Wie hoch auch die geistige Entwickelung der Frau steigen mag, sie muß ihre Wurzel im Heim behalten und vorzugsweise dort wirken, der Mutterberuf muß der Frau immer das Erstrebenswerteste sein. Die Natur hat sie zu diesem Berufe bestimmt.

Eine Unterredung mit Ibsen

Wenn ich des Abends Ibsens in ihrer Wohnung in München besuchte, so entstand in der Regel ein kleiner komischer Streit, — er drehte sich gewissermaßen um meine eigne Person.

Ibsen war daran gewöhnt, nach Tisch eine Zigarre zu rauchen, aber er durfte das nicht im Wohnzimmer, sondern nur in seinem Zimmer tun, das übrigens neben dem Wohnzimmer lag.

Frau Ibsen war in diesem Punkte sehr streng, doch die Folge war ja, daß wir für einen Teil des Abends auf Ibsens Gesellschaft verzichten mußten, — was mir nicht gefiel.

Als Gast kam ich in große Verlegenheit. Ich verstand, — ohne unbescheiden zu sein —, daß sowohl Ibsen wie seine Frau Wert auf meine Gesellschaft legten. Ich war jung, lebensfroh und mitteilsam damals, und ich habe wohl auf die ältern Freunde anregend gewirkt. Frau Ibsen wünschte, daß ich nach Tisch bei ihr im Salon sitzen solle, — sie setzte sich immer aufs Sofa und lud mich mit freundlichem Lächeln ein, neben ihr Platz zu nehmen, — aber dann öffnete Ibsen die Tür, guckte zu uns herein, hörte uns einen Augenblick zu, und sein Blick sagte deutlich: Kommen Sie zu mir herein, wir wollen gemütlich plaudern.

Was sollte ich Ärmster machen? Am liebsten wollte ich beiden Teilen gefällig sein. Ich rauchte damals nicht; sonst hätte ich die beste Entschuldigung gehabt,

um die liebenswürdige Wirtin im Stich zu lassen und mich Ibsen anzuschließen . . .

Aber dann kam eines Abends — ich weiß selbst nicht, wie es zuging — der Geist der Empörung über mich . . . Ohne ein Wort zu sagen, verließ ich meinen Ehrenplatz neben Frau Ibsen und schlich zu dem Dichter hinein, wo ich mit offnen Armen empfangen wurde . . .

Ibsen hauste damals in der Amalienstraße, in einer großen herrschaftlichen Wohnung! Wie genau sehe ich noch sein Arbeitszimmer vor mir, das eingehüllt war in blaugrauen Dampf! Der zierlich aufgeräumte Schreibtisch mit den alten römischen Münzen, dem Briefbeschwerer über den genau zusammengelegten Papieren, dem Aschenbecher ꝛc. Ibsen rauchte ausnahmsweise eine alte kurze Pfeife und schien in ausgezeichneter Laune zu sein.

Er war so liebenswürdig gewesen, mein Schauspiel „Falkenström und Sohn“ in diesen Tagen für mich durchzusehen, — und die Rede kam jetzt auf die Schwierigkeiten der dramatischen Kunst. Mein Schauspiel hieß ursprünglich „Olsen“ und hatte fünf Akte. Ibsen riet mir, den Titel zu verändern und die Handlung des Stückes auf vier Akte zusammenzudrängen. „Das ist leicht gesagt,“ rief ich, „aber wie macht man das?“

„Das bleibt Ihre Sache,“ erwiderte Ibsen mit vielsagendem Lächeln. Andere Hilfe bekam ich nicht.

„Die dramatische Kunst verlangt ihren Mann ganz,“ sagte Ibsen später im Laufe der Unterhaltung. „Man

muß sich ihr allein widmen. Ich kann mir gar nicht denken, daß ein Dichter zugleich auf dem Gebiet der Novelle und des Dramas etwas Ausgezeichnetes leisten kann. Um Meister zu werden, muß er sich beschränken."

Ich war nicht ganz einverstanden. Meine Ansicht war, daß es Dichternaturen gebe, die von der Natur so verschwenderisch bedacht worden seien, daß sie mehrere Literaturfelder souverän beherrschten ... Und ich nannte als Beispiel Björnson.

Ibsen fixierte mich über seine Brille hinweg.

„An welches Schauspiel von Björnson denken Sie jetzt hauptsächlich?"

„An ‚Die Neuvermählten'." *)

„Aber das beweist ja gerade, was ich sage ... Dies Stück ist kein Drama, sondern nur eine dramatisierte Novelle."

Ich habe später „Die Neuvermählten" von neuem gelesen und mußte Ibsen teilweise recht geben. Nicht das Leben selbst, sondern ein eingeschobner Roman bringt ja den Wendepunkt herbei.

„Es gibt tausend Finessen in der dramatischen Kunst," sagte Ibsen nach einer Pause. „Haben Sie z. B. jemals daran gedacht, daß die Repliken in einem Stück verschieden gefärbt sein müssen, je nachdem sie am Morgen oder am Abend gesprochen werden?"

Voller Bewunderung hörte ich Ibsen zu. Wußte

*) Björnson hatte damals noch nicht „Über unsre Kraft" geschrieben, sein bedeutendstes Drama.

ich doch aus Erfahrung, welchen Einfluß das Wetter und die verschiedne Stimmung und Lichtstärke des Tages auf unsern Gedankengang und unsre Redeweise ausüben, aber es war mir nie eingefallen, diese Beobachtung künstlerisch zu verwerten . . .

Dann erzählte Ibsen, wie Wirklichkeitseindrücke sich unwillkürlich in Dichtung umsetzen, ohne daß man sich dessen selbst bewußt ist.

Als Ibsen zuletzt in der Heimat war, hatte man ihn in Christiania sehr gefeiert, unter anderm mit einem Fahnenzug. Man hatte gedacht, ihm eine Freude zu bereiten, aber der Anblick des Zuges verstimmte ihn . . . Scheu wich er vor den vielen Menschen und den wogenden Fahnen zurück.

Gefiel ihm an der Demonstration etwas nicht, weil nicht alle Parteien in dem Zug vertreten waren? Ibsen gehörte damals ja zur Rechten oder stand wenigstens in dem Rufe . . . Oder fand er, der so streng gegen sich selbst sein konnte, daß er die Auszeichnung zur damaligen Zeit nicht völlig verdiene? Fest steht, daß ihm die Demonstration Unbehagen verursachte.

Später hat er die „Stützen der Gesellschaft“ geschrieben, worin er sich von der Politik der Rechten emanzipierte. Aus jenem Erlebnis in Christiania formte sich dann die Szene, in der Konsul Bernick, als man ihm mit einem Fahnenzug und einer Stadtillumination huldigt, sich erschreckt vor dem Glanz der strahlenden Fenster verstecken will und in seiner Gewissensangst ausruft: „Seht ihr nicht, daß all diese Lichter

die Zunge nach uns ausstrecken? — Das ist Licht in einem Leichenzimmer —" *)

Schließlich nannte Ibsen mehrere bedeutende Schauspieler, denen er im Laufe der Zeit begegnet war.

Der dänische Schauspieler Jörgensen, der seinerzeit ans Christianiaer Theater geknüpft war, hatte ihn besonders gefesselt. Als Mensch wie als Künstler zeichnete er sich aus. Als er Norwegen verließ, gab man ihm ein Fest, zu dem Ibsen ein Lied dichtete, das sich in seiner Gedichtsammlung unter dem Titel: „An einen fortziehenden Künstler" findet und so beginnt:

„Nordwärts von der Dänen Strande
Kam er, leichte Fracht;
Reich alleinzig an Verstande
Und an Wortesmacht."

Auch an Frau Laura Gundersen erinnerte Ibsen sich mit Bewunderung — und an Frau Heiberg, der er so viel zu verdanken hatte.

— Am folgenden Abend besuchte ich Ibsen wiederum, aber jetzt waren mir alle Oppositionsgelüste vergangen. Bescheiden nahm ich wieder meinen Platz auf dem Sofa neben Frau Ibsen ein. Sie lächelte

---

*) Die Idee zu den „Stützen der Gesellschaft" ist Ibsen wahrscheinlich in dem Augenblick aufgegangen, als er auf dem Altan den Fahnenzug entgegennahm. Er hat wohl empfunden, daß er damals, ohne es zu wollen, eine falsche Stütze der Gesellschaft war, — daß er mit seiner Dichterautorität eine Partei stützte, für die er im Herzen keine Sympathie hegte.

mich gnädig an — und tat, als habe sie meine Untreue vergessen.

Ibsen zeigte sich wie gewöhnlich in der halbgeöffneten Türe und nickte mir einladend zu . . . aber diesmal widerstand ich der Versuchung.

Frau Ibsen sprach von „Konsuelo," George Sands berühmtem Roman, den sie so sehr liebte, daß sie ihn Jahr für Jahr wieder las . . . Madame Garcia-Viardot, die Freundin George Sands, in deren Hause ich während meines Pariser Aufenthalts viel verkehrt habe, soll Modell gestanden haben für viele Partien des Buches. Frau Ibsen wußte es nicht, und es interessierte sie sehr, es zu erfahren.

Wir berührten dann später ein eigenartiges Thema: — die verschiednen Arbeitsmethoden der Dichter.

Die einen empfangen ihr Werk in undurchdringlichem Schweigen, — die Empfängnis ist ihnen etwas Heiliges, — kein Wort verrät, was ihren Sinn so ganz in Anspruch nimmt . . . Sie würden dem Dichtwerk Duft und Glanz nehmen, wenn sie es mit Namen nennen würden . . . Kierkegårds Ausspruch, daß das Göttliche sich in Schweigen verwirklichen will, ist für sie geschrieben.

Und es gibt andere Dichter — nicht minder bedeutende —, die einen ganz andern Weg einschlagen.

Kaum haben sie die Idee zu einem neuen Werk gefaßt, so empfinden sie einen Drang, sich ihrer Umgebung mitzuteilen, von der sie Rat und Kritik verlangen. Bevor sie noch das Buch beendigt haben, bevor sie wissen, wie die Handlung sich entwickeln

wird, lesen sie das erste halbfertige Kapitel einem Freundeskreise vor, der Verbesserungen vorschlägt und gewissermaßen zum Mitarbeiter wird.

So war George Sand, die sich bei der Ausarbeitung ihrer Romane stets mit ihren männlichen Freunden beriet, deren eigentümliche Ansichten und Ausdrucksweisen man dann wieder fand, so daß die Kritik auf sie ironisch das bekannte Wort anwenden konnte: Der Stil ist der Mann. So war Paul Heyse, der vor den Intimen des Hauses seine noch ungedruckten Novellen vorlas und gestattete, daß sich eine „Besprechung" daran anschloß. Bei solchen Besprechungen war ich selbst mehrmals zugegen, und ich fand sie beinah komisch. Der eine schlug Verbesserungen an dieser, der andre an jener Stelle vor, und so wurde vielleicht die ganze Arbeit verpfuscht.

Und bei uns in Norwegen war es Welhaven, der in einer gewöhnlichen Salonkonversation alle goldnen Dukaten der Poesie verausgabte, so daß ihm oft nur armselige Kupfermünze für seine Gedichte blieb; er verstand es nicht, mit seinen geistigen Schätzen hauszuhalten. Und heute haben wir Björnson unter uns, der so offenherzig ist mit Bezug auf seine dichterischen Pläne, daß die Zeitungen uns zuweilen den Inhalt eines Stückes erzählen, das er noch nicht niedergeschrieben, sondern mit dem sich bisher nur seine Phantasie befaßt hat . . .

Frau Ibsen hatte meinen kleinen Vortrag mit Geduld angehört.

„Dann muß Ibsen zu der ersten Klasse gehören,"

sagte sie schließlich, „denn er vertraut sich niemandem an, nicht einmal mir . . . Manchmal bekomm' ich ja freilich so eine Art Idee von dem, woran er schreibt . . . Er kann sich wohl einmal unfreiwillig verraten, indem er in der Unterhaltuug immer auf ein und dasselbe Thema zurückkommt und wünscht, daß es von allen Seiten beleuchtet wird, pro und contra . . .*) Etwas anderes ist es, wenn das Manuskript erst fertig ist. — Dann darf ich es lesen, ich allein."

Ibsens Angst davor, daß man entdecken könne, woran er im Augenblick dichtete, war so groß, daß sie leicht einen komischen Anstrich bekam . . .

Im Sommer fuhren Frau Ibsen und Sigurd einmal zusammen mit ihm auf der Eisenbahn. Ibsen schrieb gerade ein neues Schauspiel, aber weder seine Frau noch der Sohn ahnten, wovon es handelte . . . Natürlich waren sie beide sehr neugierig . . . Da geschah es, daß Ibsen auf einer Station das Coupé verließ, beim Hinaussteigen aber ein kleines Stück Papier verlor. — Frau Ibsen nahm es auf und untersuchte es genauer. Auf dem Papier stand: „Der Doktor sagt — —." Nichts weiter.

Lächelnd zeigte sie es Sigurd und meinte: „Jetzt wollen wir ihn ein bißchen aufziehn, wenn er zurück-

---

*) Ibsen hatte die Gabe, wenn er sich auf die Ausführung eines Dramas vorbereitete, das Gespräch auf Themen zu leiten, die ihm Stoff zu Charakterstudien boten, „wobei sogar ganze Repliken so fallen konnten, daß sie sich unmittelbar benutzen ließen." (Dietrichson.)

kommt . . . Er wird ganz erschrocken sein, wenn er merkt, daß wir etwas über das Stück wissen."

Als Ibsen dann das Coupé betrat, betrachtete seine Frau ihn schelmisch und sagte schließlich: „Was ist das für ein Doktor, der in deinem neuen Schauspiel auftritt? Der Mann hat sicher viel Interessantes zu sagen?"

Hätte sie voraussehn können, welche Wirkung ihr unschuldiger Scherz haben würde, so hätte sie kaum den Mund geöffnet. Denn Ibsen war sprachlos vor Überraschung und Zorn. Und als er die Sprache wiederfand, folgte ein Strom von Vorwürfen . . . Was das zu bedeuten habe? Ob er denn in seinem eigenen Hause nicht sicher sei? . . . Sei er von Spionen umgeben? Habe man seine Schubfächer erbrochen, das Allerheiligste seines Pultes? — — —

Seine Phantasie erregte ihn mehr und mehr, bis er am hellichten Tage Visionen sah . . .

Frau Ibsen, die seine steigende Erbitterung mit ruhigem Lächeln über sich ergehen ließ, reichte ihm schließlich das Papier.

„Wir wissen über dein Stück nicht mehr, als was auf diesem Zettel steht, den wir im Coupé auf dem Boden gefunden haben. — Bitte schön!"

Entwaffnet stand Ibsen da . . . Aller Verdacht löste sich auf in ein Nichts.

Die Dichtung, an der Ibsen damals arbeitete, war der „Volksfeind". „Der Doktor" ist uns bekannt, es ist Doktor Stockmann, der herzensgute, konfuse Gesellschaftsverbesserer, dessen Vorbild teilweis in Jonas Lies Persönlichkeit zu suchen ist.

Eine ibsensche Lektion

Den Sommer 1880 verbrachte ich zusammen mit Ibsen in Berchtesgaden. Wir waren ganz allein. Seine Frau und sein Sohn durchreisten Norwegen.

Es war ein herrlicher Abend Ende Juli. Nachdem wir im Hotel zu Mittag gegessen hatten und Ibsen sich ein wenig mit den muntern Töchtern des Hauses unterhalten hatte, forderte er mich zu einem kleinen Spaziergang auf, da das Wetter so schön sei.

Wir passieren die Hauptstraße des Städtchens, und ich richte meinen Gang unwillkürlich nach dem Ibsens und nehme langsame, würdige Schritte. Die Leute drehen sich um und sehen uns nach. Den berühmten Norweger kennen alle, auch die Kinder. Sein brauner Reiseanzug und der Filzhut mit der Feder fallen auch recht in die Augen.*) Dann kommen wir bei einer Biegung des Weges links an das kleine, weißgestrichne Haus, das Jonas Lie mit seiner Familie bewohnt. Wir halten uns nicht auf, sondern sehen nur zu den Fenstern hinauf; wir fürchten zu stören, Frau Thomasine liebt unnötige Besuche nicht, denn ihr „Jonas" schreibt zur Zeit im Schweiße seines

---

*) Ibsens Hut trug bei unsrer Ankunft keinen Schmuck, aber nach ein paar Tagen befestigte er eine funkelnde Feder darauf. Als ich mich lächelnd darüber verwunderte, sagte Ibsen halb beschämt: „Er schien mir so bloß." — Ich glaube, dieser liebenswürdige Zug des Dichters verdient aufbewahrt zu werden.

Angesichts an einem neuen Seeroman („Rutland"). Wir werden übrigens bald ohnehin die Freude haben, Jonas und Thomasine zu sehn; denn es ist verabredet, daß wir uns an jedem Sonnabend in Lies Wohnung zum gut norwegischen Abendbrot und zum Glase Toddy einfinden.

Endlich sind wir im Tale ... Wir wandern am Ufer des Flüßchens entlang ... Wie prächtig es sich hier atmet! Die Luft ist erfüllt mit Tannenduft und starkem Blumenaroma ... Duftet die Flora des Gebirgslandes doch stärker als die der Ebene! ... Im Vorbeieilen murmelt und rauscht der Fluß, zu beiden Seiten haben wir die bewaldeten Felswände, und hinter uns liegt der Riese Watzmann, auf dessen Gipfel die Schneeflecken in der untergehenden Sonne erröten.

Ibsen ging schweigend wie gewöhnlich einher. In diesem Jahr spukten ihm die „Gespenster" im Kopfe. Dann blieb er stehen und betrachtete den Fluß ... Mit Behagen schien er die frische Kühle einzuatmen, die von dort in den Sommerabend wehte ...

Plötzlich drehte er sich nach mir um und fragte:

„Wissen Sie auch, wo dieser Fluß entspringt und wo er mündet?"

Ich war ganz verwirrt wie ein Schulbube, der überhört wird und seine Aufgabe vergessen oder nie gekonnt hat.

„Nein!" erwiderte ich dann ziemlich bestimmt.

Ibsen ging weiter, fast sah es so aus, als ob ihn meine Unwissenheit betrübe. Er, der auf alles achtete, hatte längst entdeckt, nicht nur, daß meine

Schulkenntnisse recht mangelhaft waren, sondern daß ich immer noch die leichtere ästhetische Lektüre ernsten Studien vorzog und in lyrischer Träumerei das Auge nicht den praktischen Seiten des Lebens öffnete.

Geographie ist stets meine schwache Seite gewesen. Das wenige, was ich heute davon weiß, habe ich beim Umherreisen in der Welt gelernt.

„Er vereinigt sich mit der Donau und mündet ins schwarze Meer. Sie müßten geographische Studien machen," warf Ibsen ein.

Um ihm zu zeigen, daß ich, wenn auch nicht in der Geographie, so doch in der Literatur bewandert sei, begann ich leise Goethes Gedicht „Mahomets Gesang" zu deklamieren:

„Und nun schwillt er
herrlicher; ein ganz Geschlechte
trägt den Fürsten hoch empor!
Und im rollenden Triumphe
gibt er Ländern Namen,
Städte werden unter seinem Fuß."

Doch Ibsen hörte mir gar nicht zu . . . Er hatte auf der andern Seite des Weges etwas gesehn — und machte Halt.

„Was ist das dort?" fragte er ernst wie ein Richter, indem er auf etwas zeigte. Ich wurde ganz nervös; nun sollte ich wieder Farbe bekennen.

Inzwischen betrachtete ich das, was Ibsen mir gezeigt hatte . . . Es war ein hölzerner Gegenstand

. . . Auf ein paar hohen Beinen stand ein kleiner offner Kasten, worin einige Strohreste lagen.

Was konnte es sein? Ich sah mir das Ding genauer an, als wollte ich ihm sein innerstes Geheimnis ablauern . . . Im Augenblick konnte ich es jedoch nicht herausfinden, und Ibsens forschender, halb ironischer Blick beschämte mich immer mehr . . . Dann brachten mich die Halme endlich auf die Spur.

„Pah, das ist doch leicht zu raten, daraus fressen die Pferde . . . Eine Krippe nennt man das.“

Ibsens Gesicht klärte sich auf, und ein Lächeln von fast väterlichem Wohlwollen glitt darüber hin.

„Also das haben Sie doch gewußt, hm,“ sagte er und setzte seine Brille zurecht.

Es schien mir so, als könne er diesen neuen günstigen Eindruck meiner Beobachtungsgabe nicht recht mit einer bereits fixierten, für mich wenig schmeichelhaften Meinung vereinigen.

Dann konnte ich an seiner Miene sehen, daß seine Gedanken wieder weit fort waren; er träumte von Oswalds tragischem Schicksal . . . Ich aber mußte an seine frühern Worte denken: „Halten Sie immer die Augen offen! Dichten ist s e h e n.“

Als wir nach Berchtesgaden kamen, hatte Ibsen mir versprochen, wenn er einmal viel Zeit habe, so wolle er mir als Cicerone dienen. Er kannte die Gegend ja aus früherer Zeit, — er hat einen großen Teil von „Kaiser und Galiläer“ dort geschrieben —, während ich sie zum ersten Male sah.

Ibsen ist in seiner Jugend ein eifriger Tourist gewesen und hat mehrere der höchsten Felsen Norwegens bestiegen; doch jetzt, wo er älter war, vermied er alle Strapazen dieser Art. Er zog es vor, auf der breiten Landstraße im Tale hin und her zu spazieren; in ländlicher Einsamkeit ging er mit derselben Ruhe und Würde daher wie auf den belebten Straßen Christianias . . .

Eines Vormittags sagte Ibsen zu mir — war es eine Belohnung für das Wissen, das ich kürzlich so unerwartet an den Tag gelegt hatte? — er wolle nun Ernst machen und mir Berchtesgaden ein wenig zeigen.

„Hier in der Nähe ist eine merkwürdige Felspartie . . . Da hinauf wollen wir uns zuerst wagen . . . Die Aussicht von da oben ist sehr schön . . .“

Ich war ihm sehr dankbar und folgte ihm . . . Aber wie erstaunt war ich, als Ibsen mich auf eine Anhöhe auf der andern Seite der Landstraße führte, wo diese das Hotel passierte . . . Das kann die merkwürdige Felspartie nicht sein, dachte ich . . . Und doch, ganz recht . . . Da oben stand eine Bank und auf ihr ließ er sich ruhig nieder . . . Wir waren also am Ziele.

Ich konnte mich nicht bezähmen und lachte laut auf.

„Worüber lachen Sie?“ fragte Ibsen und runzelte die Stirn.

„Entschuldigen Sie, aber diese Anhöhe kenne ich sehr gut . . . Seit wir hier sind, springe ich jeden

Morgen hierher . . . Hier sind immer viele Schmetterlinge, ich sehe sie so gerne spielen . . ."

Ibsen sagte nichts; es sah aber so aus, als fühle er sich recht gekränkt in seiner Würde als Cicerone.

Ibsen spricht von alten Freunden

Hatte ich an Ibsen die indiskrete Frage gerichtet: Gibt es im Grunde jemanden, den Sie wirklich schätzen? Fast glaube ich es, ich habe in meinem jungen Übermut meine Worte oft nicht bedacht. So erinnere ich mich, daß ich einmal, als Ibsen Grieg und mich in unserm kleinen, ländlichen Hotel in Gossensaß besuchte und er auf meinem Tisch ein Buch von Björnson aufgeschlagen fand, plötzlich sagte, wie wenn ich eine Antwort auf Ibsens stumme Gedanken geben wollte: „Wie schade ist es, daß große Männer nie Freunde sein können!"

Als Ibsen ging, machte Grieg mir Vorwürfe wegen der nach seiner Ansicht unpassenden Bemerkung. Ich jedoch ärgerte mich ein wenig darüber, daß bei Ibsens Besuch nur ein Werk von Björnson und nichts von Ibsen auf meinem Tische lag.

Genug, an diesem Münchner Abend begann Ibsen, von alten Freunden zu sprechen. Wir saßen allein in seinem gemütlichen Arbeitszimmer in der Amalienstraße. Frau Ibsen war in einer „Maimesse", Sigurd war bei Professor Conrad Maurer eingeladen.

Ibsen rauchte zufrieden seine kurze Pfeife, und ich ließ mir das Münchner Bier munden, das von dem Mädchen serviert wurde. Ich möchte wünschen, daß die Herren Kritiker, die immer von Ibsens Schweigsamkeit, Unzugänglichkeit und Strenge reden, ihn in diesem Augenblick gesehen hätten, wie er dort nach

des Tages Arbeit ausruhte, mit der Pfeife im Munde und dem Bierkruge vor sich.*)

Ihre Vorstellungen wären korrigiert worden, und sie würden den Eindruck gehabt haben, einen gemütlichen Bürger vor sich zu sehen, der lachen und scherzen und — plaudern konnte. Hat Ibsen doch in seiner Jugend seiner Beredsamkeit wegen von den Kameraden den Spitznamen Gert Westphaler (nach Holberg) erhalten.

Ibsen sprach von seinem guten alten Freunde, dem Universitätsbibliothekar Paul Botten-Hansen, dem begabten Bauernburschen aus dem Gudbrandstal, der (unter dem Einfluß Ludwig Holbergs) ein so tüchtiger Schriftsteller und feiner Stilist wurde.

Zusammen mit Botten-Hansen und Vinje gab Ibsen die Zeitschrift „Andhrimner" heraus; und Botten-Hansen hat zweifellos Ibsen als Dichter beeinflußt. Seine dramatische Märchendichtung „Waldfrauenhochzeit" (wahrscheinlich hat Ibsen sie bereits im Manuskript kennen gelernt) muß als Ouverture zu „Peer Gynt" bezeichnet werden. Nicht nur der Inhalt und die derbe Satire, sondern auch Sprachform und Stil erinnern an jenes Werk.

Ich verstand wohl, daß Ibsen diesen tüchtigen und gelehrten Mann sehr schätzte, in dessen mit Büchern reich versehenes Heim er so gerne flüchtete, wenn er

---

*) Im Berliner „Lokalanzeiger" habe ich über Ibsen einmal gelesen: „Dieser Mann kann nie aus vollem Halse gelacht, nie die harmlose Freude des bunten Lebens genossen haben."

mit irgend etwas nicht zufrieden war, und bei dem er Männer wie Welhaven, Asbjörnsen, Ernst Sars antraf. Botten-Hansen war ein echter Bibliomane. Bei seinem Tode hinterließ er eine auserlesene Bibliothek.

Auch Frau Ibsen empfand Botten-Hansen gegenüber Freundschaft und hatte auf ihre Art Nutzen aus seiner Bibliothek zu ziehen gewußt. Sie erzählte mir einmal von den ersten Notjahren in Christiania, wie sie da am Sonnabend wie eine brave Hausfrau mit einem kleinen Korbe an der Hand ausgegangen sei, aus guten Gründen jedoch nicht zum Markt, um Einkäufe zu machen, nein, zu ihrem guten Freunde Botten-Hansen, wo ihr Korb mit — Romanen gefüllt wurde. So hatte die Familie für den Sonntag ihre geistige Nahrung.

Wenn Ibsen von Botten-Hansen sprach, so geschah es immer mit ruhiger Zuneigung; erwähnte er jedoch Åsmund Vinje, seinen alten komischen Kameraden von „Heltbergs Studentenfabrik“ her, so lachte er sofort, lachte oft so, daß er sich schüttelte. Es war wieder dieses stille, glucksende Lachen, das ihm eigentümlich war. Eine amüsante Anekdote nach der andern tauchte in seiner Erinnerung auf.

Vinje war genial, sagte Ibsen, aber unglaublich unbändig und zynisch; das Beste, was er schrieb, konnte dieses Zynismus wegen nicht gedruckt werden.

Von den vielen Geschichten, die Ibsen von Vinje erzählte, erinnere ich mich besonders an die vom „Hause“.

Vinje, der Naive und Unerfahrne, kam eines Abends vom Lande in die Stadt und suchte ein pas-

sendes Logis. Er hielt mehrere Passanten an und fragte, ob sie ihm nicht sagen könnten, wo er ein Haus zum Obdach finde.

„Ja, du sollst schon ein Haus finden, lieber Freund," sagte ein Herumstreicher zu ihm. „Komm nur mit!"

Vinje folgte getreulich; der Mann führte ihn nun in eine düstre Seitenstraße und zeigte ihm ein abseits gelegenes Gebäude mit geschlossenen Fensterläden; aus dem Hause tönte Gesang und Gejohle in die Nacht hinaus. Vinje klopfte an, und eine Schar junger, vergnügter Mädchen nahm ihn mit offnen Armen in Empfang. Ein Wirt schien nicht da zu sein.

Als Vinje am Tage drauf von seinen Freunden gefragt wurde, wo er gewohnt habe, und er seine genaue Adresse angab, lachten sie nicht schlecht und rieten ihm, sein Hotel zu verlassen. Ein „Haus" hatte er ja gefunden, aber ein „öffentliches".

Ein Mann, den Ibsen sehr hochhielt, war Asbjörnsen. Das wunderte mich ein wenig, da Asbjörnsen als Mensch oft getadelt worden ist; so sprach Frau Collett stets recht kühl über ihn, und Ibsen konnte ja viel kritischer sein als andere, da er schärfer sah. Aber er wird wohl auch das tiefere Verständnis gehabt haben. „Das ist ein herrlicher Mensch!" sagte er nachdenklich und blies eine Rauchwolke in die Luft.

Wie bekannt, hat ein Märchen von Asbjörnsen über „Peer Gynt" dem Dichter einen Teil der Fabel zu seiner weltberühmten Dichtung geliefert.

Asbjörnsens „Huldreeventyr“ ist eins meiner Lieblingsbücher, das ich immer wieder gelesen habe. Wenn ich es im Auslande fern von der Heimat las, so war es mir immer, als würde ich ins alte Norwegen zurückversetzt mit seinem Waldesrauschen, seinem Tannenduft und seiner Bergeinsamkeit . . . Als ich Ibsen davon erzählte, sagte er mit einem Lächeln im Auge:

„Sie kennen also nur seine Märchen . . . Dann haben Sie noch das Beste zugut, was er geleistet hat. Aber dieses Buch hat er nicht unter seinem eigenen Namen herausgegeben, sondern unter dem Pseudonym Clemens Bonifacius.“

„Was ist denn das für ein Buch?“ fragte ich neugierig. Ich bildete mir ein, alles zu kennen, was Asbjörnsen veröffentlicht hatte.

„Es ist ein Kochbuch,“ sagte Ibsen ruhig.

„Ein Kochbuch?“

„Jawohl. Mit dem Titel ‚Vernünftige Speisenbereitung‘.“

Ich mußte laut lachen und glaubte, Ibsen wolle mich zum besten haben. Konnte der romantische Dichter jener Märchen sich bequemen, seinen Felsenthron zu verlassen und in die Küche hinabzusteigen? Unmöglich!

„Ich habe das Buch selbst mit dem größten Vergnügen gelesen,“ sagte Ibsen, ohne eine Miene zu verziehen. „Und ich empfehle Ihnen, sich damit bekannt zu machen, denn es ist in jeder Beziehung vortrefflich. — Die Frauen verstehen es ja nicht, Kochbücher zu schreiben.“

In diesem Punkt mußte ich Ibsen recht geben.

Die Verfasserinnen von Kochbüchern denken bei ihrer Niederschrift eben nur an den spezifischen Geschmack der Damen.

Ich versprach Ibsen, seinem freundschaftlichen Rate zu folgen und den von ihm so gepriesenen Clemens Bonifacius genau zu studieren. Leider habe ich das Buch jedoch in den öffentlichen Bibliotheken nicht finden können.

An zwei Männer, die Ibsen in Botten-Hansens großem Freundeskreise (bei den sogenannten „Holländern") kennen gelernt hatte, erinnerte sich Ibsen stets aufs wärmste. Der eine war der Staatsrat O. A. Bachke, der auch mir bekannt war. Ich war in Sorrent mit ihm zusammengetroffen und hatte ihn schätzen gelernt, nicht zum wenigsten seiner interessanten Unterhaltung wegen. Der zweite war der Oberlehrer Löfke, der Hauptbegründer des „Skandinavischen Vereins" in Christiania. Ibsen fand sie sehr „liebenswürdig". Diese beiden Herren hatten übrigens die Eingabe mit unterschrieben, durch die eine Dichtergage für Ibsen erbeten wurde, und diesen Dienst hat Ibsen ihnen wohl nie vergessen.

Wiederholt nannte Ibsen auch den norwegischen Maler Magnus Bagge. Ich hatte den Eindruck, daß die Malerei sie zusammengeführt und daß Ibsen seinerzeit von ihm Unterweisung erhalten hatte. Ein tieferes Freundschaftsverhältnis hat nicht zwischen ihnen bestanden. Ibsen spottete sehr darüber, daß Bagge, der sich in Deutschland niederließ, sich auf eigne Faust Magnus von Bagge nannte.

Für Jonas Lie hegte Ibsen aufrichtige Freundschaft. Sie hatten ihre Jugendjahre zusammen verlebt — auch Lie hatte die Heltbergsche Studentenfabrik besucht — und später verschiedentlich miteinander zu tun gehabt. Freilich konnte Ibsen nicht umhin, sich, wenn auch in recht harmloser Weise, über Jonas Lies Gedichte lustig zu machen. Die Gedichte sind ja auch meist schwerfällig, holperig und nicht frei von Schwulst.

Die amüsante Replik in den „Stützen der Gesellschaft", die der Phrasenmacher Hilmar Tönnesen im Munde führt: „Die Fahne der Idee hochhalten" ist einem Lieschen Gedicht entnommen.

Als man in Ibsens Gegenwart das anspruchslose Schauspiel Lies „Grabows kat" streng beurteilte, sagte Ibsen streng und abweisend: „Nein, nein, es ist ein liebenswürdiges Stück."

Doch hier möchte ich ein wenig abschweifen und eine Anekdote von unserm verehrten, konfusen Jonas Lie mitteilen.

Im Sommer 1880, als Ibsen und ich zusammen in Berchtesgaden wohnten, kam Lie eines Tages zu feierlichem Besuch. Ich merkte, daß er mit Ibsen allein sprechen wollte, und machte mich sofort aus dem Staube. Aber noch an demselben Abend erzählte mir Ibsen bei Tisch, was Lie gewollt habe.

Er hatte Ibsen anvertraut, daß er an einem Schauspiel arbeite, — vielleicht war es „Grabows kat" — und fuhr dann fort: „Ja, lieber Ibsen, du bist ja ein Meister in der dramatischen Technik, dar-

um komme ich zu dir, ich möchte mir so gern einen Rat holen. — Vor allem mußt du mir eins sagen: wie lange darf eine Person in einem Schauspiel faseln?"

Ibsen traute seinen eigenen Ohren nicht.

„Faseln!" wiederholte er entsetzt. Er hegte sofort den Verdacht, daß der gute Lie im Grunde von seinem Erzählerstandpunkte auf die dramatische Kunstform herabsah, die für Ibsen das Höchste war.

„Ja, mißversteh' mich nicht, alter Freund," sagte Lie entschuldigend. „In dem Stück kommt eine vornehme Dame vor, eine Generalin, die darf faseln, so viel sie will; ich weiß ja, daß das angeht; — aber ich dachte eigentlich an die Nebenpersonen . . . Wieviel können die denn nun faseln, — ja, mißversteh' mich nicht, alter Freund, — ohne dem Szenenverlauf zu schaden?"

„Aber was haben Sie denn dem Lie geantwortet," fragte ich lachend.

„Ich habe gesagt, daß man überhaupt nie faseln soll, weder in der Dichtung, noch in der Wirklichkeit."

Ich fürchte, Ibsens Antwort ist nicht ohne Schärfe gewesen; denn wenn seine Lebensaufgabe, die dramatische Kunst, in Frage kam, so war nicht mit ihm zu spaßen.

Eines Tages, als ich bei Ibsen zu Besuch war, trat ein junger verwegner Norweger ein. Er weilte auf der Durchreise in München und wollte den weltberühmten Dichter begrüßen. Ibsen, der gewöhnlich

Fremden gegenüber sehr zurückhaltend war, besonders beim ersten Besuch, empfing den jungen Landsmann, nachdem er seinen Namen gehört hatte, mit überströmender Herzlichkeit. Wenn Ibsen es mit jemand gut meinte, so klopfte er ihm mit beredtem Schweigen auf die Schulter oder den Rücken, — und auch der Fremde wurde mit dieser Freundschaftsbezeugung bedacht.

Wer konnte es sein? Es war der junge Schulerud, der Sohn Ole Schuleruds, des aufopfernden Jugendfreundes Ibsens, — jenes Mannes, der in Ibsens schwerster Zeit seine wenigen Schillinge und sein dürftiges Logis in der Møllergade mit ihm teilte, und der in seiner begeisterten Freundschaft „Catilina" für selbstentliehenes Geld veröffentlichte.

Als Björnson erwartet wurde —

Nachdem ich im Jahre 1879 einen väterlich-freundschaftlichen Brief von Ibsen erhalten hatte, worin er mir dringend riet, die französische Hauptstadt zu verlassen und nach München zu kommen, um dort in Ruhe an der Universität zu studieren, reiste ich kurz darauf ab.

Wie glücklich war ich, das alte, liebe München wiederzusehen. Es war, wie wenn das verirrte Kind den Weg wiedergefunden hat. Und Ibsen empfing mich wie einen alten, lange entbehrten Freund.

Eines Tages, als ich im „Café Probst" saß, um die norwegischen Zeitungen zu lesen, erfuhr ich, daß Björnson in der Stadt angekommen sei. Am selben Abend teilte ich es Ibsen mit, und auf diesen machte die Nachricht einen überraschend starken Eindruck.

Nicht am wenigsten interessiert war Frau Magdalene Thoresen, Ibsens Schwiegermutter, die gerade auf der Durchreise nach Italien bei der Familie zu Gast war. War Björnson doch seit ihrem Aufenthalt in Bergen, wo sie sich kennen gelernt hatten, Gegenstand ihrer Verehrung gewesen!

„Ob er wohl herkommt?" rief sie lebhaft gestikulierend. „Ja, natürlich kommt er! Das muß er ja, aus purer Höflichkeit . . . Welch ein Glück, ihm noch einmal zu begegnen."

Ibsen und seine Frau sagten nichts, sie tauschten nur beredte Blicke aus. Sigurd lauschte mit gespannten Augen. Björnstjerne Björnson, von dem

seine Eltern so oft gesprochen hatten, war hier in München und wohnte gar nicht weit von ihnen! Björnstjerne Björnson, dieser Dichterrecke, um den die Parteien kämpften, der den einen ein Halbgott war und den andern ein Teufel, und der von vielen als der erbitterte Gegner seines Vaters betrachtet wurde? —

War es möglich? Er sollte ihn mit eignen Augen sehen!

Beinah täglich war ich in dieser Zeit bei Ibsen; und ich merkte, daß eine Unruhe in der Luft lag, eine Spannung, die auch mich schließlich ansteckte und nervös wie die andern machte . . .

Man sprach von den gleichgültigsten Dingen; aber wenn man es am wenigsten erwartete, tauchte Björnsons Name auf, — er war es, an den wir alle dachten, ohne es zu sagen.

Die Sache war die, daß Björnson sich jetzt schon länger als eine Woche in der Stadt aufhielt, Ibsens jedoch noch nicht aufgesucht hatte; sie erwarteten ihn mit einer Ungeduld, die doppelt wirkte, weil sie geheim gehalten wurde . . . Ja, ich ahnte, daß man es als Glück empfunden haben würde, wenn Björnson plötzlich zur Tür hereingekommen wäre.

Frau Thoresen war ganz untröstlich darüber, daß die Aussicht auf eine Begegnung von Tag zu Tag geringer wurde. Und ihre Phantasie entwickelte manch seltsamen Plan, die beiden von ihr geliebten und bewunderten Dichter zusammenzubringen; es dünkte sie, hier sei eine Mission für sie zu erfüllen.

Als ich Frau Thoresen sagte, es sei schwer, zwei

große Geister unter einen Hut zu bringen, drohte sie mir lächelnd.

Übrigens verstand ich es damals nicht, wie Björnsons Anwesenheit in München Ibsens stillen Familienkreis in solche Aufregung versetzen konnte. Ich wunderte mich darüber, da ich die Lage der Dinge gar nicht kannte. Ich wußte nicht, daß Björnson und Ibsen einmal intime Freunde gewesen waren, und daß Ibsen Björnson für manchen Bruderdienst Dank schuldete. Ich betrachtete die beiden Dichterrivalen als von der Natur zu Feinden bestimmt, wie Håkon und Skule, und meinte, das Beste für beide Teile wäre, wenn ihre Lebenswege sich nie kreuzten . . .

Erst viele, viele Jahre später, als ich Ibsens Briefe an Björnson las, ging mir das wahre Verhältnis auf . . . Mit Erstaunen und Bewegung las ich, was Björnson seinem ältern und unpraktischeren Kollegen gewesen war; geistig und materiell hatte er ihm geholfen. Er hatte Ibsen, der damals der Verzweiflung nahe war, nicht nur den Glauben an sich selbst und das Zutrauen zum Leben wiedergegeben, sondern ihm auch eine bürgerliche Existenz zu schaffen gesucht.

„Mit aufopferndem Eifer nahm Björnson sich auch der äußern Verhältnisse an," schreibt Halvdan Koht in seiner Einleitung zu den Briefen, „verschaffte ihm private Geldhilfe und öffentliche Stipendien, verhalf ihm im März 1864 ins Ausland und brachte ihn im Herbst 1865 in Verbindung mit dem größten Verleger des Nordens, Frederik Hegel. Beides, die

Loslösung aus den bedrängten Verhältnissen in Norwegen und der Gewinn eines hochsinnigen Verlegers, bedeutete für Ibsen eine Befreiung."

Die Briefe Ibsens liefern einen seltnen Beitrag zur Psychologie der Freundschaft, der dadurch doppelt fesselnd wird, daß zwei Berühmtheiten in Betracht kommen, die in die Entwicklung unsres Landes tief eingegriffen haben. Die Nachwelt wird dieses Freundschaftsverhältnis wieder und wieder studieren, wird ständig neue Goldkörner darin finden und es in der Phantasie zu einem Drama oder einer Tragödie umdichten, wie es Ibsen gewiß selbst vorgeschwebt hat, als er die „Kronprätendenten" schrieb.

Trotz allem Mißtrauen und aller Bitterkeit von seiten Ibsens, trotz allen Zusammenstößen bleibt das Verhältnis ein reiches und schönes, voll Frühlingskeimkraft —, und Björnsons vom Parteihaß so oft verdunkelte und unkenntlich gemachte Gestalt steigt leuchtend daraus empor in einer Verklärung, die auch seine ärgsten Widersacher zur Bewunderung zwingen muß.

Aus den Briefen geht hervor, daß gerade im Jahre 1879, — als Björnson München passierte, — zwischen den beiden alten Freunden ein Bruch bestand, der bereits mehrere Jahre andauerte. Die Ursachen waren mannigfache, sie waren politischer und literarischer Natur; besonders fühlte sich Björnson durch den „Bund der Jugend" gekränkt, zu dessen unsympathischer Hauptfigur, Stensgård, man ihn als Vorbild nannte.

Ibsen träumte jedoch immer von Versöhnung und versuchte verschiedentlich, sich Björnson zu nähern. So sandte er ihm einmal durch Hegel ein Exemplar der „Stützen der Gesellschaft," ohne jedoch etwas zu erreichen.

Und nun hielt er wieder voller Dankbarkeit die ausgestreckte Hand hin — aber kein Björnson kam, um sie in brüderlichem Verzeihn zu drücken.

Eines Tages sagte Sigurd zu mir: „Ich habe gehört, daß Björnson täglich das Café Probst besucht. Dürfte ich nicht mit dir einmal dahingehen?"

„Hast du wirklich so große Lust, ihn zu sehen?"

„Ja, das kannst du dir doch wohl denken. Außerdem ist Björnson mein Pate."

„So! Das hab' ich gar nicht gewußt."

Leider war ich an diesem Tage verhindert, Sigurd zu begleiten; in seiner Ungeduld ging er allein und hatte das Glück, daß Björnson gerade im Café anwesend war. Als ich ihn fragte, welchen Eindruck der Dichter auf ihn gemacht habe, antwortete er mit der Begeisterung, die der Jugend so gut ansteht:

„Ein Imperator!"

Björnson war langsam, mit majestätischen Schritten, durch das lange Café gegangen bis an den Endtisch, wo die norwegischen Zeitungen gewöhnlich lagen, so daß Sigurd sein Äußeres gut studieren konnte. Auch seine Stimme bekam er zu hören, und diese Stimme mit ihrem wechselnden Tonfall, — sie geht manchmal vom Flüstern in Donner über, — erschien Sigurd sehr bemerkenswert.

Björnson wohnte damals einer Aufführung von „Leonarda" im Hoftheater bei, bei der auch ich zugegen war. Das Stück hatte trotz einer schlechten Vorstellung Erfolg.

Doch nun mußte Ibsen alle Hoffnung aufgeben, Björnson zu sehen, der nach wenigen Tagen reiste.

Als ich einmal in Kopenhagen einen Besuch bei Frau Heiberg machte, die recht leidend war, kamen wir auch auf Björnson zu sprechen, der gerade in der Stadt weilte.

Frau Heiberg, die den Dichter so gut aus alten Zeiten kannte und sehr verehrte (eines seiner schönsten Gedichte hat Björnson ihr gewidmet), erzählte mir, sie habe ihn täglich erwartet, und sein Ausbleiben bekümmere sie. Sein Besuch würde sie bei ihrer Kränklichkeit überaus erfrischen.

Als ich bald darauf Björnson auf einem Diner bei Hegel traf, vertraute ich ihm an, was Frau Heiberg mir gesagt hatte. Und ich fügte hinzu: „Sie tun ein gutes Werk, wenn Sie die alte, kränkelnde Dame aufsuchen. Die Freude darüber wird besser wirken als alle Arznei."

Björnsons Antwort war nicht gerade aufmunternd; ich merkte, daß er augenblicklich aus irgend einem Grunde auf Frau Heiberg nicht gut zu sprechen war, — doch später hatte ich die Genugtuung zu erfahren, daß meine Worte trotzdem bewirkt hatten, daß Björnson der Künstlerin einen Besuch abstattete, — seinen letzten; Frau Heiberg starb kurz darauf.

Hätte ich in meiner Jugend während der Münchner Zeit, — damals, als Ibsen am Fenster stand und nach Björnsons bekannter Gestalt ausspähte, — mehr Erfahrung besessen, so würde ich versucht haben, auch hier zwischen den Parteien zu vermitteln.*)

*) Dieser Artikel war zuerst in der Kopenhagener Zeitung „Politiken“ erschienen. Björnson sandte darauf dem Blatte folgende Erklärung: „Herr J. Paulsen bespricht in einem sympathischen Aufsatz die Tatsache, daß ich im Jahre 1879 in München war, ohne Henrik Ibsen zu besuchen. Über die Gründe ist er im Irrtum. Henrik Ibsens Angriffe auf mich waren vergessen. Nein, die norwegische Flagge war die Veranlassung, daß ich nicht kam. Ich hatte damals den Kopf voll von dem Gedanken, der norwegischen Flagge den Anhängigkeitscharakter zu nehmen. Ich hatte mich in dieser Sache auch an Henrik Ibsen gewandt; er sollte helfen — wie, weiß ich nicht mehr. Ich bekam jedoch eine ablehnende Antwort, die mein vaterländisches Gefühl verletzte. Das war der Grund. — Ich glaube jetzt, daß es nicht richtig gehandelt war; jedenfalls habe ich mein Nichtkommen bereut.“

Ibsen auf Ulrikken

Wie Rom von sieben Hügeln umgeben wird, so Bergen von sieben Felsen: Lyderhorn, Ulrikken, Flöien usw.

Der höchste ist „Ulrikken“, ein breiter, mächtiger Koloß, der sofort den Blick auf sich lenkt, wenn man in die „Bucht“ einsegelt.

Von diesem Felsen schreibt Holberg in seiner amüsanten „Beschreibung Bergens“:

„Oldrik ist ein sehr hoher Berg, der gen Osten liegt, darauf meist die Wolken ruhen; und wenn Südwestwind herrscht oder Westwind, wird die Stadt mit üppigem Regen bedacht.“

Die Bergener lieben den alten, stolzen Felsen sehr, der wie eine Schutzwehr der Stadt emporragt, und besteigen ihn gern, wenn der „üppige Regen“ für einen Augenblick pausiert.

Wie begeistert die Bevölkerung von dem Felsen ist, geht daraus hervor, daß er in dem von Bischof Nordahl gedichteten Nationallied der Bergener mit besondrer Liebe genannt wird.

Zu Pfingsten des Jahres 1853, an einem herrlichen Maitag, bestieg Ibsen, der damals in der Blüte seiner Jugend stand (er war 25 Jahre alt), Ulrikken zusammen mit einer auserlesenen, lustigen Gesellschaft. Ein paar deutsche Musiker, die damals in Bergen weilten, waren mit dabei, so daß man unterwegs Sang und Klang nicht zu entbehren brauchte.

Früh am Morgen brach man auf, alle in bester

Touristenlaune und gut mit Proviant versehen, während einer der Musiker mit seinem Waldhorn das Echo zwischen den Felsen wachrief.

Man brauchte volle drei Stunden zum Aufstieg; und daß dieser, trotz der leichten Frühlingsluft, anstrengend genug war, ersehen wir aus Ibsens weiter unten abgedrucktem Gedicht, wo er mit einem Seufzer von „zerrissnen Strümpfen und Hosen“ spricht.

Ibsen war vergnügt und munter, wie man's in den Zwanzigern ist, — und daß Rikke Holst mit dabei war, trug gewiß nicht am wenigsten dazu bei, seine Stimmung zu erhöhen . . . Das junge, schöne Mädchen, das so voll Eigenart war in seiner Frische, so ausgelassen in seiner Anmut, machte sofort Eindruck auf das leicht entzündbare Dichterherz . . . Und für sie wurde der Tag unvergeßlich; denn es war wohl das erste Mal, daß sie mit dem Manne zusammen war, der durch seine Jugendliebe zu ihr in ihr Leben eingreifen und ihren Namen durch seine Gedichte an die Literaturgeschichte knüpfen sollte.

Als man endlich den Gipfel erreicht hatte, ruhte man aus und bewunderte die großartige Aussicht.

In dem sonnenhellen Maitag genoß man den freisten Ausblick. Vorn lag das breite Tal von Bergen, wechselnd und bunt wie ein reichgestickter Teppich, weiter hinaus der Fjord; im Westen blaute das Meer mit den grauen Scheren, und auf der andern Seite, landeinwärts, sah man schneebedeckte Felsen, vor allem den Folge-Gletscher in seiner blendenden Weiße . . .

Der mitgebrachte Proviant wurde ausgepackt, und

die Weinflaschen wurden aufgezogen. Als der erste Hunger gestillt war, schwangen die lyrischen Bergener die Gläser nnd brachten eine Gesundheit nach der andern aus; man trank auf die Vaterstadt, auf den Alten: „Ulrikken“, und auf die anwesenden Damen, die die Mühen der Fußwanderung so tapfer mit ihnen geteilt hatten. Natürlich vergaß man nicht, das oben erwähnte Nationallied zu singen; und die deutschen Musiker, die ganz entzückt von der Naturschönheit unsres Landes waren, nahmen ihre Instrumente vor und setzten ihre Begeisterung in Töne um, die da oben in der Stille der Felsgegend sehr seltsam klangen . . .

Ibsen war auffallend schweigsam. Selbst wo er sich vollauf glücklich fühlte, wie in diesem Augenblick, fand er nicht immer das Wort, das die Stimmung auslöste . . . Er empfand Scheu davor, sein Inneres zu erschließen, — eine Scheu, die ihn sein ganzes Leben lang nicht verlassen und die Freunde oft an einer Annäherung gehindert hat . . .

Da wandte sich eine der jungen, muntern Damen der Gesellschaft an ihn. Es war Fräulein Adele Sparre, eine Tochter des Kriegskommissars Sparre. Sie galt nicht nur für das ästhetische Element im Kreise der Damen, sondern sie malte auch; und da Ibsen in seiner freien Zeit die gleiche Kunst pflegte, so hatte dies sie zusammengeführt.

Sie sagte zu ihm, indem sie mit pathetischer Gebärde auf die Gegend wies:

„Ist’s hier nicht herrlich? Aber jetzt sollten Sie,

Herr Ibsen, als Poet uns etwas Schönes darüber dichten, — etwas zur Erinnerung an diesen Pfingsttag."*)

Ibsen gab eine ausweichende Antwort. Er sei kein Improvisator, könne nicht stehenden Fußes dichten u. s. f.

Doch Fräulein Adele drang weiter in ihn. Sie meinte wohl mit Goethe:

„Gebt ihr euch einmal für Poeten, so kommandiert die Poesie —"

Aber das Argument fruchtete diesmal nicht. Des lieben Friedens wegen versprach Ibsen schließlich der ästhetischen Dame, bei Gelegenheit wolle er die Tour in einem „Reisebild" beschreiben und es ihr zusenden.

Ein paar Tage darauf erhielt Fräulein Adele das folgende Gedicht. Es hat keinen großen Wert und besitzt wenig oder nichts von Ibsenschem Gepräge, aber es gewinnt doch eine gewisse Bedeutung durch den humoristischen Ton.

Die Wanderung nach dem „Ulrikken"

Und das war ein Morgen voll Sonnenschein,
Die Vögel im Haag jubilieren,
Da sah eine Schar über Stock und Stein
Zum Tor man hinausmarschieren.

---

*) Nach einer Mitteilung von Frau Tresselt.

Ein Riesenschild, der „Ulrikken“, ragt'
Erstarrt in des Taggestirns Rosen,
Ein Meerweib hat mürrisch uns weisgesagt
Zerrissene Strümpfe und Hosen.

Und Stunde auf Stunde wir tapfer gehn,
Und Jubel erfüllt unsre Seelen.
Wir kriegten den Folgefondsgletscher zu sehn,
Was sollten wir's denn verhehlen?

Hoch droben, juchhei, über Kluft und Hang
Wir lust'gen Gesellen jagen,
Hier kauerte einst wohl das Zwergenvolk bang,
Als sich Riesen mit Riesen geschlagen.

Und Auge und Sinn wie ein Falk so heer
Flog über unendliche Weiten,
Und senkte die Fahrt über Wald und Meer
Rasch segelnd um Schneegebirgs Seiten.

Wie Schwäne, die sehnend gen Süden ziehn,
Hoch schwimmend auf Wolkenschaume,
So hob unsre Sehnsucht die Flügel kühn
In wonnigem Frühlingstraume.

Und als wir dann endlich waren zu Haus,
Da konnten wir nicht verschweigen,
Wie tapfere Fußgänger zogen hinaus,
Um des Ulrikken Höhn zu besteigen.

Ibsen in Ariccia

Die Norweger, die nach Rom kommen, werden sich nur selten daran erinnern, daß eine bedeutungsvolle Episode in Ibsens Leben — vielleicht die bedeutungsvollste — an Ariccia geknüpft ist, die kleine Stadt am Albanergebirge; und nicht viele werden der Erinnerung an den Dichter wegen dorthin reisen. Und doch liegt das Städtchen Rom so nahe, und die Fahrt durch die Campagna mit den braunen Feldern und den Aquädukten ist sehr interessant.

An einem schönen Frühlingstage, wie man ihn nur in Italien kennt, mit sonnenmilder, berauschender Luft, die gesättigt ist von Blumenodem und Orangenduft, mit leuchtendem, gleichsam perlmutterfarbigem Himmel, unternahm ich meine kleine Pilgerfahrt. Mit der Eisenbahn fuhr ich nach Albano. Das Coupé war voll vergnügter, sich lebhaft unterhaltender Römer mit dunkler Gesichtsfarbe; und den ganzen Weg über freute ich mich, ihre melodische Sprache zu hören.

Der Tag begann übrigens schlecht; denn als ich die schöne Brücke passieren wollte, die Albano mit Ariccia verbindet, und von der man eine so prächtige Aussicht genießt, umringte mich ein Schwarm zudringlicher Bettler und Krüppel; und das Ende vom Liede war, daß ich — da ich in jenem Jahr an einer krankhaften Nervosität litt — mit der Bande in Streit geriet, so daß die Polizei sich schließlich einmischen mußte. Übrigens ist diese Gegend schon im Altertum

ihrer Bettler wegen berüchtigt gewesen, was Juvenal in einer seiner Satiren geißelt.

Ariccia liegt auf einer Anhöhe südlich am Fuße der Albanerberge und hat nur einige Tausend Einwohner. Die Physiognomie des Städtchens ist ohne Eigenart, sie ist die aller andern italienischen Kleinstädte; nur sind die Straßen des abschüssigen Terrains wegen gewundener und malerischer als gewöhnlich. Die Stadt ist von Wald und grünen Höhen umgeben, was erfrischend wirkt, und nach Westen sieht man gerade auf das Meer hinaus . . .

Ich kam auf den Marktplatz mit seiner ärmlichen Kirche, wo Ibsen am Abend so gerne saß und sich das Volkstreiben ansah, und wo gegenüber der Kirche der alte Palazzo Chigi liegt, der von Bernini erbaut und von einem großen, vernachlässigten Parke umgeben ist . . . Wie oft ist Ibsen in stillem Dichtertraum einsam unter diesen dunklen Steineichen und zwischen diesen aufrechten Zypressen gewandelt! Der Park war nur wenige Schritt von seiner Wohnung entfernt und mußte an heißen Sommertagen einen guten, schattigen Zufluchtsort bieten.

Dann schlenderte ich ziellos durch die Straßen und besah mir die Häuser genau, — die vornehmeren hatten grüne Persiennen vor den Fenstern, — und ich hätte gern erfahren, in welchem von diesen Häusern Ibsen damals wohnte . . . Man hätte eine Marmorplatte über der Tür anbringen müssen wie an dem Hause Goethes in Rom.

Vor einer Trattori saßen ein paar Bauern und

tranken, während ein verlassener Esel, aus vollem Halse schreiend, unten auf dem Wege stand . . . Welche Trattori mochte Ibsen damals zu seiner „Stammkneipe" gewählt haben? vielleicht die, die ich soeben passierte? Und ich sah Ibsen vor mir mit dem langen Haar und Vollbart (erst nach der Veröffentlichung von „Brand" verwandelte er sich in den eleganten Weltmann), mit dem großen, breitrandigen Schlapphut, den die spottsüchtigen Italiener „capellone" nannten, und dem etwas abgetragenen „Künstlermantel" . . . . Wie die Bauern dort saß er vor der Trattori mit einem Glase Wein in der Hand, einem Glase voll goldnen Genzanoweins, das er im Lichte spielen ließ, bevor er es zum Munde führte, den Augenblick genießend, die Sonnenwärme, die er so liebte, und sein eignes üppig-regsames Gedankenleben . . .

Alles in allem war's eine glückliche Zeit für Ibsen in Ariccia, eine Friedenspause „zwischen den Schlachten".

Ich setzte mich auf eine hohe Steintreppe, — eine dieser italienischen Treppen, die bis an den Leib des Hauses hinaufreichen . . . Ich war in einer eigentümlichen Stimmung . . . . Die Erinnerung an Ibsen legte gleichsam einen warmen, wehmütigen Glanz über die Stadt und verdoppelte ihren fesselnden Reiz.

Vor mir lag, blaugrün und neblig, die Campagna gleich einem wogenden Meere, und darüber hinaus zeichnete sich ein bläulicher Streifen ab mit etwas Weißem darauf —: das wirkliche Meer, über

das ein Segel dahinglitt . . . Von ein paar Blumen in einem Fenster schlug mir ein gewürzter, an Vanille gemahnender Duft entgegen.

Das Lebensdrama Henrik Ibsens zog in großen Zügen an mir vorbei . . . Hier in Ariccia vollzog sich der Wendepunkt, hier wurde er er selbst, kam ins Klare über seine Befähigung und die Macht seines Geistes . . . Hier vollendete er „Brand“, dessen Veröffentlichung wie mit einem Zauberschlage sein Schicksal veränderte . . . . Von jenem Tage an waren seinem Leben Sieg und Ruhm mit allen ihren materiellen Vorteilen gesichert.

Und Ibsen war hier in Ariccia so zur Arbeit gestimmt wie an wenigen andern Orten. Keine Geselligkeit, keine Fremden störten ihn, so erzählt er in einem Briefe an Björnson, und seine einzige Lektüre war die Bibel.

Trotz der drückenden Sommerhitze schrieb er fast den ganzen Tag über, vor- und nachmittags; glückliche Inspiration ging Hand in Hand mit starker Arbeitslust.

„Während dieser Zeit,“ sagt Lorenz Dietrichson in seinen Lebenserinnerungen („Svundne Tider“), „stand Ibsen oft früh um 4 Uhr auf und streifte, bevor die Tageshitze begann, in den Wäldern oder in dem großen Chigischen Park umher; stieg die Sonne dann höher, so setzte er sich an den Schreibtisch und schrieb so gut wie ununterbrochen, bis sich der Tag neigte; und am Abend saß er gern auf der großen Treppe vor der Kirche und genoß die Kühle.“

Und während Ibsen im Schweiße seines Angesichtes

schrieb, empfand er jene lautere Seligkeit, womit der Augenblick der Empfängnis die wahre Künstlerseele beschenkt ... Ein heiliges Mysterium vollzieht sich ... Es ist, als weite sich der Gedanke in unerklärlicher Weise, als suche er das All zwischen Himmel und Erde zu umfassen. In diesen großen, zeugenden Augenblicken lebt der Dichter nicht sich allein, nicht in der Zeit, er lebt mit allen und mit der Zukunft ...

„Ist es nicht ein unermeßliches Glücksgeschenk, schreiben zu können?" In diese Worte bricht Ibsen aus in dem langen Brief, den er am 12. September 1865 aus Ariccia an Björnson richtet.

Erlitt die Arbeit ein seltnes Mal eine unfreiwillige Stockung, so unternahm Ibsen einen Abstecher nach Rom, dessen antike Ruhe stets so wohltuend und inspirierend auf ihn wirkte ... Er flüchtete in die Peterskirche, der Alltag war verdrängt, und unter der Kuppel Michel Angelos senkte sich über ihn eine Welt der Offenbarung ...

„Es hat einzelne Stunden gegeben", sagt er in jenem Briefe, „da ich nicht ein noch aus wußte, nicht in der Geldfrage allein, sondern auch weil meine Arbeit nicht vom Fleck wollte. Da trat ich eines Tages in die Peterskirche ein, — ich hatte in Rom etwas zu besorgen, — und da ging mir mit einem Mal eine kraftvolle und klare Form für das auf, was ich zu sagen hatte."

Ibsen ist im Grunde eine tiefreligiöse Natur gewesen ... die fromme Kinderlehre hat sich in Skien in sein Gemüt eingebrannt. Als wir einmal von der

Schöpfungsgeschichte der Bibel sprachen, sagte er zu mir:

„Haben Sie auf die Worte geachtet: ‚Und Gott sahe an alles, was er gemacht hatte; und siehe da, es war sehr gut‘? Unser Herrgott hat also gezweifelt, er hat sich seinem eignen Werk gegenüber kritisch verhalten.“

Der Mann, der so spricht, ist kein Freidenker im gewöhnlichen Sinne des Wortes, er bildet sich nicht ein, das Unbegreifliche zu begreifen oder alles zwischen Himmel und Erde vernunftgemäß in Rubriken ordnen zu können.*)

Im „Brand“ hat Ibsen sehr viel Selbsterlebtes niedergelegt — „Brand bin ich selbst in meinen besten Augenblicken“, sagt Ibsen von sich selbst. Es klingt wie ein verstärkter Nachhall der Stimmungen, die Ibsen in der Peterskirche durchlebt hat, wenn er seinen „Brand“ sagen läßt:

„Und doch — — — — —,
als er des Schmerzenskelches Grund
mir bot — — — — — —
— — — — — — — —
was war das —? Betet' ich da nicht?
Wo kam der süße Rausch da her,

---

*) Während seiner letzten Krankheit empfing Ibsen häufig den Besuch eines norwegischen Pfarrers. Es war Christoffer Bruun, den Ibsen in seiner Jugend in Italien kennen gelernt hatte, und dessen geistiger Physiognomie einige Züge des „Brand“ entlehnt sind. Das eigentliche Vorbild ist wohl Pastor Lammers aus Skien.

der mich wie Sphärensang entzückte?
Was hob mich da zum Himmel? Wer
durchwob mich da mit Glut und Licht?
Hab' ich gebetet da? War Er
mein Beichtiger in jener Stunde?"

Ein junges, weißgekleidetes Weib geht unten auf dem Wege vorbei und betrachtet erstaunt den fremden „inglese“, der so einsam und nachdenklich auf der Steintreppe sitzt.

Und beim Anblick ihrer weißen Gestalt erinnere ich mich plötzlich jenes jungen, frommen norwegischen Mädchens, dem Ibsen hier in Ariccia begegnete, — ich sah die Todgeweihte vor mir mit der Glorie der Reinheit um die bleiche Stirn, sie, die das Vorbild der „Agnes" geworden ist.

Nie hat Ibsen später das stille, von Liebe erfüllte, aufopfernde Wesen Thea Bruuns vergessen können; — an sie hat er, nachdem sie eines Abends auf einer Gesellschaft zusammengetroffen waren, das Gedicht „Fort!" gerichtet, vielleicht sein stimmungsreichstes, das mit den wehmütigen Zeilen schließt:

„Es war eine Rast nur,
Ein kurzer Akkord!
Sie war ein Gast nur, —
Und nun ist sie fort."

Inzwischen war es Abend geworden . . . die Sonne ging nieder, und die Campagna hüllte sich in einen

farbigen Schleier, während das Meer leuchtend hervortrat in goldenem Streifen . . .

Ich verließ die Stadt und ging die Landstraße nach Genzano entlang. Es wanderte sich hier so schön; die Luft war voll frischen Wohlgeruchs; am Wegrande bildeten ungewöhnlich große violette Anemonen Sträuße im Grünen, und mich beschatteten die alten Ulmen . . .

Dann kehrte ich um, — es war Zeit, an die Rückkehr zu denken, — und ging zum Abschied in den Garten des Palazzo Chigi. Da war es friedlich und still, wie in einem Reich der Träume. Der letzte Sonnenstrahl traf eine wilde Rosenhecke, die purpurn aufflammte; wie vor unsichtbaren Mächten beugten sich andächtig die sammetdunkeln Zypressen, während die Kirchenglocken gedämpft das Ave Maria läuteten . . .

Alles stimmte den Sinn zur Wehmut, alles flüsterte Lebewohl, — und ich gedachte dessen, der hier einst gewandert war.

Ende

Kein anderes Volk darf sich rühmen, mit so umfassendem und tiefdringendem Verständnis die Schöpfungen eines lebenden Dichters fremder Zunge sich zu eigen gemacht zu haben, wie es hier geschehen ist. Niemand, der sich mit Ibsens Dichtungen zum Genuß oder zur Forschung beschäftigen will, wird von nun ab diese Ausgabe entbehren können. Durch sie erst lernen wir die überreiche Welt des neuen Magus vom Norden in ihrer Gesamtheit wahrhaft kennen.

(Das literarische Echo.)

Die monumentale Form, in der wir Ibsens Dramen uns gesichert haben, ist diese Ausgabe seiner sämtlichen Werke, deren musterhafte Übersetzung noch durch sehr instruktive Einleitungen von Georg Brandes und Paul Schlenther wertvoller gemacht werden.

(Neues Wiener Tagblatt.)

Kein Zweifel kann mehr herrschen, wo die beste, ja man darf sagen: wo die deutsche Ibsen-Ausgabe zu suchen ist. Man würde dem Dichter ein Unrecht erweisen, wollte man seine Werke hinfort aus einer anderen Ausgabe lesen, als aus dieser einzigen, die einen reinen und wirklich zuverlässigen Text in so künstlerischer Form bietet. (Westermanns Monatshefte.)

Man kann wirklich diese deutsche Ausgabe der Werke Ibsens in ihrer Art als Seitenstück zur Shakespeare-Übersetzung von Schlegel und Tieck bezeichnen.

(Speierer Zeitung.)

Alles in allem eine Musterausgabe, die einen Ehrenplatz zu beanspruchen hat nicht bloß in allen Theaterbibliotheken Deutschlands, sondern auf dem Lesetisch in jedem gebildeten Hause.

(Magdeburgische Zeitung.)

Richard Dehmels
Gesammelte Werke

Die Ausgabe umfaßt zehn Bände. Jeder Band geheftet 3 Mark, in Halbpergament gebunden 4 Mark, in Ganzpergament 5 Mark. Es erscheinen jährlich drei Bände in sorgfältigster Ausstattung, der letzte im Jahre 1909. Das Werk wird nur im ganzen abgegeben.

1. **Erlösungen.** Gedichte und Sprüche. Dritte, nochmals veränderte Ausgabe.
2. **Aber die Liebe.** Zwei Folgen Gedichte. Zweite, völlig veränderte Ausgabe.
3. **Weib und Welt.** Ein Buch Gedichte. Dritte, vielfach veränderte und sehr erweiterte Ausgabe.
4. **Die Verwandlungen der Venus.** Erotische Rhapsodie mit einer moralischen Ouvertüre. Neue, völlig veränderte, durchweg erweiterte Ausgabe.
5. **Zwei Menschen.** Roman in Romanzen. Dritte, unveränderte Ausgabe.
6. **Der Kindergarten.** Gedichte, Spiele und Geschichten für Kinder und Eltern jeder Art. Erste Ausgabe.
7. **Lebensblätter.** Novellen in Prosa. Neue, völlig veränderte Ausgabe.
8. **Betrachtungen** über Kunst, Gott und die Welt. Essays, Dialoge und Aphorismen. Erste Ausgabe.
9. **Der Mitmensch.** Tragikomödie in fünf Akten. Nebst einer Abhandlung über das Tragische. Zweite, sehr veränderte Ausgabe.
10. **Lucifer.** Pantomimisches Drama. Mit einem Vorwort über Theaterreformen. Zweite, erweiterte Ausgabe.

Buchdruckerei Roitzsch, G. m. b. H., Roitzsch.

